

SONJA GEORGI, JULIA ILGNER,
ISABELL LAMMEL, CATHLEEN SARTI,
CHRISTINE WALDSCHMIDT (Hg.)

Geschichts- transformationen

Medien, Verfahren
und Funktionalisierungen
historischer Rezeption

[transcript]

Sonja Georgi, Julia Ilgner, Isabell Lammel,
Cathleen Sarti, Christine Waldschmidt (Hg.)
In Zusammenarbeit mit Matthias Emrich,
Dorothea Flothow, Svenja Frank, Marcel Hartwig,
Jacqueline Hylkema, Uta Miersch und Dominik Schuh.

Geschichtstransformationen

Mainzer Historische Kulturwissenschaften | Band 24

SONJA GEORGI, JULIA ILGNER, ISABELL LAMMEL,
CATHLEEN SARTI, CHRISTINE WALDSCHMIDT (HG.)

Geschichtstransformationen

Medien, Verfahren und Funktionalisierungen

historischer Rezeption

[transcript]



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Korrektur & Satz: Cathleen Sarti

Printed in Germany

Print-ISBN 978-3-8376-2815-9

PDF-ISBN 978-3-8394-2815-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Autopsie und Convivium

Wissenskulturen des 16. Jahrhunderts als Beispiel für kulturelle Transformationen

ALBERT SCHIRRMEISTER

Ziel des Artikels ist es, die Produktivität der Transformationstheorie, die am Berliner SFB 644 *Transformationen der Antike* zur Analyse kulturellen Wandels entwickelt wurde, zu belegen. Zu diesem Zweck werden Phänomene des kulturellen Wandels in den Wissenskulturen des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit untersucht.

Aus der Sicht der Berliner Transformationstheorie ist ein hervorstechendes Charakteristikum kulturellen Wandels seine allelopoietische Struktur: Jede kulturelle Transformation setzt sich aus bidirektionalen, interagierenden, reziproken Phänomenen des Wandels in einer Aufnahmekultur und einer oder mehreren Referenzkulturen zusammen. Der Artikel behandelt deshalb soziale, epistemische und lehrende Praktiken und bezieht sich dabei zuvorderst auf *convivia* und Akademien, Autopsie als besondere wissenschaftliche Methode und Disputationen und Deklamationen als akademische, universitäre Praktiken im 16. Jahrhundert. In all diesen Bereichen werden die Transformationen in einem andauernden Kampf um kulturelle und soziale Geltung verwirklicht, die durch die *agency* einer Vielzahl vielfältiger Akteure und Agenten (wie Medien, Gattungen usw.) beeinflusst werden.

Atque utinam in rixosarum disputationum
vicem quibus nunc ubique gymnasia
perstrepunt, veterem illam declamandi
consuetudinem revocari contingat¹

Eine solche Klage über die Disputationen vermittelt das stereotype Bild, wie sich die (angeblich so neue) humanistische Gelehrtenkultur von der alten, scholastischen und pedantischen universitären Wissenskultur des Mittelalters unterschieden haben soll – jedenfalls nach ihrem Selbstverständnis und der ihr allzu lange folgenden Forschung. Die Aufgabe dieses Beitrags muss es nun nicht sein, gegen die Windmühlenflügel von Konzepten einer trockenen, weltfernen Scholastik anzukämpfen, die im Gegensatz zu einer lebens- und individualitätsbejahenden humanistischen Gelehrtenkultur gestanden habe, da diese Revision in einer Reihe detaillierter und differenzierender Studien besser geleistet worden ist, als es in einem Aufsatz gelingen könnte.²

Ziel des Beitrags ist es vielmehr, anhand der Gelehrtenkultur im Deutschland des 16. Jahrhunderts die Transformationstheorie des Berliner SFB 644 *Transformationen der Antike* als ein Konzept vorzustellen, mit dem kulturelle Wandlungsprozesse genauer erforscht und besser erklärt werden können.³ Die gelehrten Praktiken eignen sich paradigmatisch dafür, den allelopoietischen⁴ Charakter kulturellen Wandels zu belegen, die eben jene Wechselwirkungen unserer Auffassung nach antreibt.

In den Blick genommen werden mithilfe dieses Konzepts die jeweiligen Komponenten eines Wandlungsprozesses: Die menschlichen, institutionellen oder auch materiellen Akteure und Agenten des Wandels; die in jedem Wandlungsprozess notwendige Medialität zur Vermittlung zwischen den kulturellen Referenzen und den kulturellen Aufnahmebereichen sowie die in dem Wandlungsprozess verhandelten (epistemischen, sozialen oder kulturellen) Geltungsansprüche. Mit diesen hier knapp benannten Elementen, die der jeweili-

1 MAXIMUS TYRIUS, 1519, hier S. 3. (Mögen doch statt der lächerlichen Disputationen, von denen jetzt in allen Universitäten viel Geschrei gemacht wird, die alte Gewohnheit des Deklamierens wieder eingeführt werden.) Sofern nicht anders angegeben, wurden alle hier angeführten Übersetzungen vom Verfasser angefertigt.

2 Vgl. SCHIRRMESTER, 2009; zuletzt insbes. SCHUH, 2013.

3 Das Konzept wurde in einem Sammelband formuliert, der es zugleich in Fallstudien erprobt: BÖHME u. a., 2011.

4 Der Begriff „Allelopoiesis“ leitet sich von griech. *allelon* (gegenseitig) und *poiesis* (Herstellung, Erzeugung), ab.

gen Materialität ebenso wie der sozialen und der ästhetischen Fundierung kultureller Wandlungsprozesse Rechnung tragen, sieht sich das aus der interdisziplinären Forschung entwickelte Konzept in der Lage, den unterschiedlichen Fragestellungen kulturwissenschaftlicher Disziplinen⁵ dienen und zugleich einem fächerübergreifenden Gespräch eine gemeinsame Basis bieten zu können.

Gleichzeitig befähigt gerade dieser inter- und transdisziplinäre Charakter das Transformationskonzept dazu, genauere und umfassendere analytische Beschreibungen von Phänomenen kulturellen Wandels in ihrer dynamischen Wechselseitigkeit zu liefern. Damit ist die grundlegende Annahme hinsichtlich des Verlaufs kulturellen Wandels angesprochen: Transformationen generieren Dynamiken der kulturellen Produktion, in denen immer auch das verändert wird, was der Transformation vorausliegt, worauf sie sich reflexiv bezieht und was erst im Laufe des Transformationsprozesses spezifiziert wird. Ausgehend von den kulturellen Objekten können drei substantielle Modi der Transformation unterschieden werden: Inklusion, Exklusion und Rekombination kultureller Inhalte. Als motivierende Auslöser können äußerst unterschiedliche Bezugnahmen auf kulturelle Referenzen benannt werden – zwischen Idealisierung und Distanzierung bzw. Negation. Dies sind wohlgermerkt idealtypische Beschreibungen, die zur analytischen Differenzierung beitragen: Im Normalfall können unterschiedliche Transformationsprozesse als interagierend, sich gegenseitig verstärkend oder abschwächend beobachtet werden. Aus diesen Interaktionen erwächst eine nicht vorherbestimmbare und nicht-intentionale Dynamik. Aus diesem Grund hilft eine differenzierende Typologie von Transformationen, die jeweiligen Faktoren der einzelnen Transformationen unterscheiden zu können. Es ist keinesfalls gedacht, diese Typologie als Ersatz einer historischen Analyse einzusetzen, sondern lediglich als funktionales Arbeitsinstrument.

Mit dem Blick auf die Gelehrtenkultur des 16. Jahrhunderts wird ein bereits vergleichsweise spezialisierter Teilbereich der europäischen vormodernen Gesellschaften fokussiert, um anhand seiner Differenzierungsprozesse und der Anpassungsvorgänge an politische, kulturelle und soziale Gegebenheiten paradigmatisch Wandlungsprozesse zu analysieren. Konkret heißt dies, dass ich das Verhältnis humanistischer Wissenschaften und universitärer, institutioneller Gelehrsamkeit bestimmen und den Zusammenhang kultureller Formen und

5 Am Berliner SFB sind u. a. verschiedene Philologen, Archäologie, Kunst-, Wissenschafts- sowie allgemeine Geschichte beteiligt.

epistemischer Praktiken im geschichtlichen Wandel diskutieren werde: Welche kulturellen Handlungen erhielten in den sozialen Räumen der Wissenschaften welche Geltung? Welche kulturellen Referenzen wurden durch epistemische und soziale Handlungen neu konturiert und konstruiert? Der Beitrag behandelt in diesem Sinne zunächst erstens anhand von *Convivium* und Akademie soziale Räume der Gelehrsamkeit, dann zweitens unter der Überschrift *Autopsie* spezifische epistemische Praktiken und epistemologische Aussagen sowie drittens mit Blick auf die universitären Lehrformen vor allem *disputatio* und *declamatio*.

Convivium und Akademie: Gelehrte, Dichter, Universität und Hof

„Für mich selbst und der dankbaren Nachwelt“ bestimmte der Olmützer Kanoniker Augustin Käsenbrot im Jahr 1508 durch eine Inschrift auf der Rückseite eine goldene Schale: AVG. OLOM. SIBI. ET. GRATIAE. POSTERITATI. MDVIII. Augustin Käsenbrot nannte sich Augustinus Olomucensis bzw. Moravus (1467-1513).⁶ Sein Wappen unter dem Text bekräftigt die Zueignung. Ende des 19. Jahrhunderts ging der Philologe Karl Wotke (ohne klaren Beleg) davon aus, dass die Schale der Wiener *Sodalitas litteraria Danubiana* geschenkt worden sei.⁷ Ob nun in Wien oder doch eher in Olmütz, bei solchen gelehrten und freundschaftlichen Zusammenkünften hatte die Bacchus-Schale sicherlich verwendet werden sollen. Moravus hatte nach einem Krakauer Artes-Studium (1484-1488, abgeschlossen mit dem Magister) in Padua kanonisches Recht studiert und war 1494 in Ferrara zum *decretorum et artium doctor* promoviert worden. Ab 1496 war er beim böhmisch-ungarischen König Vladislaus in Buda, zunächst als Schreiber, dann als Sekretär; er hatte zudem mehrere kirchliche Ämter in Brünn, Breslau, Prag und seiner Heimatstadt Olmütz inne, in die er 1511 zurückkehrte. Der Kunsthistoriker Lubomir Konečný plädierte in einer detaillierten Auseinandersetzung dafür, Moravus habe die in Italien gefertigte Schale von dort nach Nordeuropa mitgebracht.⁸ In die Schale des Münzsammlers sind antike Kaisermünzen eingearbeitet, von denen allerdings nur wenige Originale erhalten sind. Im Inneren der Schale findet

6 Zu Moravus vgl. CZAPLA, 2008.

7 WOTKE, 1898, hier S. 64.

8 Die Ausführungen zur Herkunft und Gestalt der Schale folgen KONEČNÝ, 2003.

sich eine geflügelte Bacchus-Figur mit einer Umschrift, die ihn als poetischen Bacchus ausweist. Er sitzt auf einer mit Girlanden geschmückten *cista praenestina*, die für rituelle Opfer genutzt wurde. Ohne die Schale im Detail zu interpretieren, ermöglicht sie es doch, mehrere Charakteristika humanistischer Convivien in Deutschland nachzuzeichnen. Zum einen ist der Weg des kulturellen Transfers vergleichsweise typisch: Als erstes ist die unmittelbare Italienerfahrung des Moravus zu nennen: sein Studium in Padua, von wo aus er die Schale nach Böhmen bringt, dann der ungarische Hof und Krakau als Orte, die von der kulturellen Peripherie nach Wien wirken.⁹ Denn die nordalpinen Gelehrtentreffen sind keine Erfindung des sog. Deutschen Erzhumanisten Conrad Celtis (1459-1508), sondern verdanken sich italienischer Anregungen, die Celtis insbesondere bei Pomponius Laetus (d. i. Pomponio Leto, 1428-1498) empfangen hat, an dessen römischer Akademie er teilnehmen konnte. Prägend für das nordalpine Reich scheinen neben der Florentiner Akademie des Marsilio Ficino (1433-1499) die römischen Treffen beim Luxemburger Juristen Johannes Goritius (ca. 1455-1527) zu sein.¹⁰

Ferner ist ein mehrfacher, jeweils ostentativer Rekurs auf die römische Antike in den Kaisermünzen ebenso wie in der Bacchus-Figur zu erkennen: Es sind also ebenso politische wie kulturelle Bezugssysteme, die evoziert und hier zu einer neuen Einheit zusammengeführt werden. Die Schale ist der wichtigste nichtliterarische Beleg für die rituell und quasi-sakral gestalteten Convivien des Celtis-Kreises, bei denen Dichtergeburtstagen ebenso gedacht wurde wie Apoll- und Bacchus-Feierlichkeiten abgehalten wurden. Wichtig ist in diesem Kontext, dass in der Gestaltung dieser Treffen durch die Inanspruchnahme antiker Referenzen ein reziproker Prozess abläuft. Einerseits wird Antike in einer Art verändert, die man als Disjunktion¹¹ auffassen könnte: Die sakralen

9 Vgl. KAUFMANN, 1998; FÜSSEL/PIROZYNSKI, 1997.

10 Allgemein zu den Convivien der italienischen Humanisten vgl. DE CAPRIO, 1982; Zu Goritius und den Coryciana vgl. mit weiterführenden Literaturangaben ISEWIEN, 1996; Zu Ficino vgl. unten bei Anm. 19; grundlegend die Arbeiten von HANKINS, 2004.

11 Das Transformationskonzept schlägt vor, diesen Ausdruck nach Panofsky folgendermaßen zu verstehen: „Transformation, bei der ein Inhalt der Referenzkultur in die Form der Aufnahmekultur gekleidet wird oder ein Inhalt der Aufnahmekultur eine in der Referenzkultur verwendete Form erhält. Ausgehend von inkludierenden wie exkludierenden Selektionsprozessen kann das Verfahren der Legitimation der jeweiligen Kunstform durch sanktionierte Inhalte (z. B. antik-heidnische Dichtungsformen mit christlichem Inhalt) dienen oder der Aufnahme paganer Inhalte

Feierlichkeiten für die paganen Götter wurden als gemeinschaftliche Feste dargestellt, die auf poetischen Regeln beruhten und eine soziale Hierarchie ausblendeten. Zum andern werden die eigenen Zusammentreffen modifiziert: Die Sodalitäten können in ihrer ehrgeizigsten gewissermaßen ‚platonisierenden‘ Form durch ihre eigenen Riten und durch eigene Feiertage (wie Geburtstage von Marsilio Ficino, das römische Neujahrsfest bei Goritius), weniger aber durch vereinsmäßige Statuten versuchen, dem geltenden sozialen Herrschaftssystem ein eigenes Regelwerk gegenüberzustellen, eine eigene soziale und kulturelle Welt aufzubauen.¹²

Dass damit nicht zugleich die realen sozialen und politischen Wertesysteme verabschiedet werden können, ist angesichts der frühneuzeitlichen Gesellschaft mit ihrem umfassenden Patronagesystem nahezu selbstverständlich. Umso wichtiger scheinen mir solche Ansätze zu sein, die behaupten, ein autonomes System herzustellen, denn sie ignorieren und substituieren soziale und kulturelle Einbindungen der eigenen Gegenwart. Die humanistischen Praktiken greifen zusätzlich nordalpine mittelalterliche Bezüge auf und überschreiben sie durch antike Referenzen. Als prominentestes Beispiel könnte im Zusammenhang mit der Bacchus-Schale die sog. Hallesche Ottoschale dienen. Diese um 1200 vermutlich in einer Magdeburger Werkstatt angefertigte Bronzeschale ist hier lediglich als die bekannteste derjenigen Schalen genannt, die als liturgisches Gerät eine sakrale Verwendung (als Handwaschbecken oder zum Auffangen des Salbungsöls) fanden – diese Art von Schalen waren im kulturellen Umfeld der humanistischen Sodalitäten präsent, ihre religiöse Bedeutung, ihr kultureller Wert konnte für die eigenen Verwendungen in Anspruch genommen werden.¹³

Solche Substitutionen implizieren allerdings keinesfalls eine allein destruktiv-negative Haltung gegenüber den kulturellen Referenzen: In der Geste der Substitution werden die kulturellen Referenzen vielmehr wieder aufgegriffen

durch eine (zumeist inhaltliche Umdeutungen begleitende) formale Assimilierung an die zeitgenössische Aufnahmekultur.“ BERGEMANN u. a., 2011, hier S. 49.

12 Vgl. SCHIRRMEISTER, 2003, insbesondere S. 169-194.

13 Die Ottoschale ist sorgfältig aus heller Bronze getrieben, der Boden aufgewölbt und ihre Innenflächen sind reich mit gravierten und gestanzten Ornamentbändern verziert. Sie hat bei einer Höhe von 8,2 cm einen Durchmesser von 31 cm. Auf der Wölbung des Bodens befindet sich ein als einseitiger Brakteat geprägtes Medaillon mit der Darstellung eines gekrönten Herrschers, der mit dem Namen OTTO bezeichnet ist. Alle Angaben nach: <http://www.museum-digital.de/san/index.php?t=objekt&oges=5227>, 1.8.2014; vgl. <http://www.museum-digital.de/san/index.php?t=listen&type=6&zeit=637&style=browse&startwert=0&oges=13317>, 1.8.2014.

und als Folie präsent gehalten – sie geben damit dem eigenen kulturellen Handeln die Möglichkeit, in einem kulturellen System mit konkurrierenden Handlungsmodellen in Geltungsauseinandersetzungen einzutreten. Diese Funktion wird umso deutlicher, wenn der Blick auf universitäre Bezugsmöglichkeiten für humanistische Convivien gelenkt wird. Dann fällt nämlich auf, dass der Terminus ‚convivium‘ zwar auch gebraucht wird, aber eben in spezifischen Zusammenhängen, die eine deutliche semantische Differenz zu den humanistischen Convivien markieren. Im Rahmen zweier *rites de passage* ist von ‚Convivien‘ die Rede: Zum einen im Akt der Deposition und zum andern bei Promotionsfeiern.

Die Deposition ist wohl etwas überspitzt als ein Fügbar-Machen in einer Art Initiationsfolter mit abschließendem Festmahl in „heiter ausgelassener Stimmung“¹⁴ zu beschreiben und – auch angesichts des Alters der ihr unterworfenen Studenten – eher zur Jugendkultur zu rechnen. Aber auch das Convivium im Rahmen der Promotionen bleibt ohne jeden gelehrten Ertrag – dies gilt für das gesamte 16. Jahrhundert, wie z. B. Michael Maaser zur Praxis an der Universität Helmstedt ausführt, die an dieser Stelle ihre Statuten von 1576 eher unbeachtet ließ:

Nach der Feier in der Kirche krönte der mehrstündige Doktorschmaus (*convivium*) – besser gesagt: ein Gelage – den Tag der Promotion. Zu Wildbret, Rind-, Kalbs- und Lammfleisch sowie gebratenen Hühnern trank die Festgesellschaft Bier oder Rheinwein. Stiftete der Herzog keinen Wein, durfte nur Bier getrunken werden. Aus landesherrlichen Ermahnungen lässt sich schließen, dass so oder so exzessiv gefeiert wurde. Also keine Spur von der in den Universitätsstatuten geforderten Einfachheit.¹⁵

Die Formen des humanistischen Conviviums kontrastieren also deutlich mit den universitären Gemeinschaftsformen, die mit einer gewissen Strenge wissenschaftliche Lehre von Feiern trennen.

An die Stelle eines Integrationsversuchs rückt das Bestreben, eigene Gruppierungen einzuführen. In der ostentativen Bezugnahme auf die Antike in den Convivien der Humanisten liegt – transformationstheoretisch gesprochen – zugleich eine Negation der universitären akademischen Praxis: Aus der Exklusion der Poeten gestalten diese eine genuine Exklusivität. Die Kombination

14 MÜLLER, 1996, S. 282.

15 MAASER, 2007, hier S. 124.

dieser beiden Transformationsvorgänge führen im Effekt zu einer Hybridisierung: Im sozialen Umfeld der mittelalterlich geprägten, universitären Convivien und unter Aneignung von als antik verstandenen Vergemeinschaftungsformen entstehen die humanistischen Convivien. Dass neben der Referenz auf akademische Gastmähler oder allgemeiner festliche Mahle auch eine religiöse Referenz – nämlich auf die christliche *Agape* – durch die antike Referenz überschrieben werden könnte, darauf wird man dadurch aufmerksam, dass an keiner anderen relevanten Stelle kulturell gestaltete Convivien nachweisbar sind.

Dass die Schale des Augustinus Moravus existiert und den Gelehrtentreffen zugeordnet werden kann, hilft zudem, der intermedialen Dimension der Convivien gerecht zu werden: Die performativen Elemente, wie Gedichtrezitationen und rituelle Feiern, werden in gedruckten Zeugnissen und brieflichen Einladungen präsent gehalten. Dass Johannes Cuspinian genau auf die Schenkung der Schale mit der Widmung seiner Edition des *Liber de lapidibus* des Marbod von Rennes antwortete, ist zwar ein Missverständnis¹⁶, doch bietet der dort 1511 ausgesprochene Dank für ein Neujahrsgeschenk dennoch einen adäquaten Beleg für die Verbindung gelehrter Handlungen mit Praktiken der Geselligkeit und Gemeinschaftsbildung. Zu einem von Augustinus Moravus herausgegebenen Bischofskatalog von Olmütz steuerten die Wiener Humanisten Cuspinian (1473-1529), Joachim Vadian (1484-1551) und Petreius Aperbach (um 1480-1531) Gedichte bei, die in ihren Formulierungen Anspielungen auf die *Patera* enthalten.¹⁷ Erst im Zusammenspiel der speziellen Gebrauchsgegenstände mit gelehrt-kulturellen Medien kann die Wirksamkeit von Transformationen, ihre soziale und kulturelle Geltung durchgesetzt werden. Die Convivien benötigen diese vielseitigen Medien, da sie eben keine klare institutionelle Form besaßen und es für sie keinen etablierten eigenen Ort gab. Auch dies teilen die nordalpinen Zusammenkünfte mit ihren italienischen Modellen. James Hankins hat die Existenz einer neuplatonischen Akademie in Florenz in fester institutionalisierter Form als Mythos bezeichnet, konnte aber zugleich aufzeigen, dass dieser Mythos auf konkreten Belegen fußt. So spricht Ficino

16 CZAPLA, 2008, hier Sp. 63. Dagegen der Text der Widmung in: CUSPINIAN, 1933, Nr. 8, S. 16-20. Zu Cuspinian vgl. umfassend ANKWICZ-KLEEHOVEN, 1959, aufbauend auf vielen Quellen- und Detailstudien; Neuere Ansätze dokumentiert GASTGEBER/KLECKER, 2012.

17 ANKWICZ-KLEEHOVEN, 1959, S. 98f. Vgl. EBD., S. 90: Gerade Cuspinian exponierte seine *sodalitas* unter Verwendung humanistischer gelehrter Praktiken durch eine an seinem Haus angebrachte Inschrift.

von einer Gelehrtenzusammenkunft in Florenz und in der Medici-Villa in Careggi im Herbst 1468. Und in einem Brief an Johannes Reuchlin heißt es ferner: „Scribitis ad nos vestroque nomine Germaniae principes Florentiam adolescentes erudiendos tamquam academiam mittere. Sed ea interim elegancia scribitis, ut non ad academiam filios, imo ex academia mittere videamini, atque apud exterarum nationes perquirere vobis iam domesticam disciplinam.“¹⁸ Hankins hat des Weiteren – immer vornehmlich mit Bezug auf Florenz – die Vieldeutigkeit des Begriffs ‚Akademie‘ hervorgehoben.¹⁹ Die Florentiner Akademie steht in charakteristischer Weise zwischen dem institutionalisierten *studio* und einem interesselosen Freundeskreis. Aber wenn hier Akademie als Ort des gelehrten Gesprächs mit einem Ort des Unterrichts oder vielleicht besser der Unterweisung zu konvergieren scheinen, so muss im Gegenzug betont werden, dass bei Pomponius Laetus, der im Rom Ende des 15. Jahrhunderts gerade für die Sodalitäten im Heiligen Römischen Reich die wichtigste Referenz bildete, in Briefen, Ankündigungen und anderen Äußerungen eine Trennung von Sodalität und Akademie zu erkennen ist, wobei die erste die gelehrten Treffen, die zweite mehr auf die öffentlichen Vorlesungen zielt. So weist Concetta Bianca nach, dass bei Pomponius Laetus und in seinem Umkreis eine terminologische und personale Differenzierung zwischen der einer universitären Institutionalisierung zustrebenden *accademia* und der einen informellen Freundeskreis beschreibenden *sodalitas* gefunden wurde, während noch bei Poggio Bracciolini (1380-1459) *accademia* eben genau diesen informellen Freundeskreis und die Gespräche im *otium* beschrieben hatten.²⁰ Die institutionelle Offenheit der Akademien selbst und die terminologische Offenheit des ‚Akademie‘-Begriffs im 15. und 16. Jahrhundert erklären sich durch

18 BRANDT, 2000, S. 51; HANKINS, 2004b, S. 243, Anm. 77. („Du schreibst uns, und in deinem Namen schreiben uns deutsche Fürsten, dass ihr Jugendliche zur Erziehung nach Florenz wie zu einer Akademie senden wollt.“)

19 HANKINS, 2004a, S. 357: „One plausible reading of the word [academia] is as an equivalent to ‚the literati of Florence‘. This seems a natural reading of the words *apud nos literati*, qualifying *academia*, as addresses to someone living in Venice. The usage would then be similar to the modern usage which speaks of ‚the American academy‘, i.e. American college and university teachers. But the more likely reading is that it refers to the group of Ficino’s pupils, as is suggested by a parallel letter from Ficino to Bembo in which the latter is represented as paying a visit to Ficino’s *gymnasium*.“.

20 BIANCA, 2008, hier S. 32 und 42. Vgl. auch FARENGA, 2008 sowie BEER, 2008.

die Transformation des antiken, athenischen Modells. Nördlich der Alpen zeigt sich eine ähnliche terminologische Flexibilität.²¹

Ein weiteres Charakteristikum der gelehrten Convivien ist das bereits angeklungene changierende Verhältnis von Hierarchie und Egalität: Die in den Convivien dargestellte Freundschaft verschleiert soziale Hierarchien und behauptet eine soziale Egalität und eine nach gelehrt-kulturellen Meriten geordnete Hierarchie. In den humanistischen Publikationen wird – nicht zuletzt in der Adressierung der Leser als Freunde – ein „Theater der Freundschaft“ (Éric Méchoulan) aufgeführt. Wieder werden antike Freundschaftskonzepte hybridisiert mit zeitgenössischen, eher als genossenschaftlich zu bezeichnenden Konzepten, die auf eine Korporalität zielen.²² Eine historische Semantik des Begriffs ‚Freundschaft‘ kann die Transformation sowohl des aktuellen, korporativen Freundschaftsbegriffs zugunsten einer emotional aufgeladenen Konnotation als auch des antiken Freundschaftsbegriffs durch den Kontakt mit der aktuellen Begriffsverwendung zeigen: Ein neues Bild der antiken Freundschaft entsteht, die das eigene soziale Leben verändert.

Vielleicht erklärt sich diese dissimulierende Überschreibung sozialer Hierarchien durch egalisierende Freundschaftskonzepte gerade aus der Herrschaftsnähe, ja: Herrschaftsbindung von Akademien, die sich im 16. Jahrhundert und im Zuge der zunehmenden Verfestigung von Akademien verstärkt. Dies ist zumal in Frankreich zu beobachten²³, aber ebenfalls in anderen europäischen Ländern, so z. B. in Spanien.²⁴ Neben institutionalisierten Akademien, die Orte von gelehrten Gesprächen und convivium werden, hat Christine Bierbach zugleich die große Zahl von *academias de ocasión* im Spanien des späteren 16. Jahrhunderts hervorgehoben, deren Existenz häufig nicht leicht zu

21 MERTENS, 1998, S. 203: Conrad Celtis „sprach anfangs zwar von einer academia Platonica (nach Florentiner Vorbild), doch später stets von sodalitas bzw. regionalen sodalitates, was genossenschaftlicher getönt ist und eine Form literarischer und geselliger Kommunikation meint, durch die die humanistischen Bestrebungen für den Wettstreit mit dem italienischen Humanismus gebündelt und auch der nächsten Generation vermittelt wurden.“

22 So betont Hankins, dass es sich in Florenz weniger um eine ‚platonische‘ Akademie als um eine Akademie nach ‚Art Platons‘ handele, in der Ficinos Apostolat von Freundschaft verwirklicht werde: Vgl. HANKINS, 2004b, S. 252.

23 Vgl. z. B. die Beiträge in: DERAMAIX u. a., 2008.

24 BIERBACH, 1996, S. 523: Rein quantitativ sind es Madrid als Hauptstadt (seit 1550) und fester Sitz des königlichen Hofes sowie Valencia und Saragossa als Hauptstädte der ehemaligen Krone von Aragon, die als „die Synthese aus höfischen und intellektuellen Zentren das Florieren der neuen academias begünstigen.“

belegen, die untereinander nicht immer gut abzugrenzen und in vielerlei Hinsicht mit den Treffen der humanistischen Gelehrten um Conrad Celtis in Deutschland zu vergleichen sind. Ebenso wie Bierbach für Spanien die Rolle der höfischen Umgebung für den neuen gelehrten Stil hervorgehoben hat und die Synthese aus „poetischer Übung und humanistischer Gelehrsamkeit“ als Ziel der spanischen Renaissance-Akademien bezeichnet²⁵, zeigt sich die offensichtlich entscheidende Rolle höfischer Kontexte auch im Reich.

Der Geltungsanspruch gerade der heterodoxen Wissenschaften kann durch die Bindung an den Hof Gewicht gegenüber den universitären Wissenschaften erlangen. Es ist auffällig, dass noch im 17. Jahrhundert gerade Wissen, das nicht auf universitäre Disziplinen festgelegt werden kann und an der Universität nicht so hoch angesehene Disziplinen in den Akademien bevorzugt wurden: Juristisches und theologisches Wissen sowie ihre Akteure besetzten unangefochten die dominierenden Positionen an den Universitäten, während Höfe nicht akademisch-disziplinär festgelegt waren. Auch bot die höfische Repräsentationskultur für viele einander ergänzende Facetten gelehrten Wissens Platz, was eine wechselseitige Beeinflussung befördern konnte.²⁶ Handwerker, Wissenschaftler und ‚Amateure‘ bewegen sich hier buchstäblich auf engem Raum und in engem Kontakt miteinander. Die Abhängigkeit einer ‚humanistischen Atmosphäre‘ in Stadt und Universität vom inspirierenden Wirkungskreis höfischer Kontexte wird bei der Verlegung des Hofes Kaiser Rudolfs von Wien nach Prag deutlich: Ein Hof vermag es auch ohne Universität und urbane Größe eine humanistische Gelehrtenkultur zu etablieren. Umgekehrt gilt das nur in weitaus eingeschränkterem Maße:²⁷ Der Hof kann, vornehmlich gilt dies

25 EBD., S. 527.

26 Vgl. MOUT, 2000, S. 57; KAUFMANN, 1998; BORGGREFE, 1997.

27 Einer solchen exklusiven und exkludierenden Wissenschaftspraxis stellte bemerkenswerterweise ausgerechnet der Chemiker und Alchemiker Andreas Libavius Ende des 16. Jahrhunderts die Forderung entgegen, ein guter Wissenschaftler solle sein Haus in der Stadt bauen, um dort die ‚humanitas‘ in einer Bürgergesellschaft zu pflegen: „in societate civili humanitatem colere“, um dort die Ehrbarkeit seines Berufes und seiner Familie zu zeigen. Libavius wendet sich hier, wie Owen Hanaway gezeigt hat – unter gut humanistischer Anwendung des Vitruv auf ein deutsches Stadthaus – gegen Tycho de Brahes astronomische Burg auf der Insel Hven. Während Brahe in seiner *Astronomiae instauratae mechanica* explizit bekräftigt, er wolle diese Dinge lediglich mit Adligen, Prinzen und Gelehrten diskutieren, ansonsten aber geheim halten, vertrat Libavius das Ideal eines offenen Austauschs, das sich eben auch in der Konstruktion seines Hauses, das zwar Platz für einen zurückgezogenen Arbeitsplatz, aber auch Raum für Gespräche mit anderen Bürgern

im späteren 16. Jahrhundert für den Landgrafen von Hessen, Moritz den Gelehrten und Kaiser Rudolf II., als Ort heterodoxen Wissens erscheinen, an dem Alchemie, bildende Kunst, Poesie und Wissenschaften zusammengeführt werden können. Das entspricht dem frühen Anspruch der Humanisten, für alle Wissensgebiete zuständig zu sein. Das Bemühen um Exklusivität wird sozial verbunden mit der Orientierung am Hof und fördert die humanistischen Bemühungen um Hermetik, Hieroglyphen, Magie und Kabbala.

So zeigen insbesondere die Studien von Bruce Moran zum Kasseler Hof der Landgrafen Wilhelm IV. (1532-1592) und Moritz des Gelehrten (1572-1632) von Hessen-Kassel, dass einerseits die Patronage empirischen und technischen Wissens, andererseits paracelsistische Mediziner, Alchemisten und mystischen Kabbalisten das Profil des Hofes als ein kommunikatives Zentrum der gelehrten Kultur prägen.²⁸ Moritz der Gelehrte wusste seinem Beinamen auch dadurch gerecht zu werden, dass er an der Universität Marburg durch extemporierte Disputationen mit den Professoren beeindruckte.²⁹

Die Offenheit der Akademien, die in Verbindung mit den Autonomiepostulaten akademischer Prozeduren den neuen Disziplinen und Wissensbereichen in der Frühen Neuzeit ihren Status als *ars* und *scientia* zu sichern suchen, strebten nach einer Dauerhaftigkeit³⁰ ihrer im Vergleich zur Universität prekären Position. Denn, wie Barbara Marx betonte, müssen im Unterschied zur professoralen Universität

die Mitglieder der Akademien ihren formalen und inhaltlichen Zusammenschluss jeweils erst einmal ausformulieren. Die Zweckbindung der Akademien muss, auch wenn sie zumeist ‚von oben‘ dekretiert wird, unter ihren Mitglie-

bieten und die Teilnahme an politischen Beratungen ermöglichen sollte. Vgl. und zit. n. HANNAWAY, 1986, S. 599.

28 MORAN, 2000, S. 216: Wilhelm IV. von Hessen-Kassel (1532-1592) als Astronom und Prinz.

29 Dazu MORAN, 1991, S. 35: „For Moritz’s point of view, however, a complete understanding of the operations of nature would never be possible so long as occult learning, which offered special insight into natural philosophy, was kept split apart from the study of the traditional arts. To recover the unity of knowledge which would reveal the secrets of nature, Moritz fashioned academic links between occult philosophy and traditional disciplines at his university in Marburg.“ Er zitiert Henry Peacham, *The Complete Gentleman*, 1622 (S. 220f), der Moritz als brillanten Fürsten schildert, der, wann immer er die Universität in Marburg besuchte, extemporierte Disputationen mit den Professoren hielt. Dabei verschweige er noch seine medizinisch-chirurgischen Fähigkeiten.

30 MARX, 2009, hier S. VIII.

dem immer wieder neu ausgehandelt werden. Die personelle Zusammensetzung des akademischen Korpus ist immer heterogen, und da die Akademien beständig um ihre korporative Außendarstellung ringen, sind sie notwendigerweise Foren andauernder Diskussionen und erbitterter Konkurrenzen. Aus dieser spezifischen institutionellen Gemengelage entsteht die besondere Dynamik des akademischen Diskurses, die zwischen dem Streben nach normativer Verfestigung und häretischem Experiment oszilliert. Anders gesagt: die Akademien formieren sich an eben den historischen Schnittstellen, an denen die Sozialität der einzelnen Kunstdisziplinen und der experimentellen Wissenschaften jeweils neu und kontrovers verhandelt werden muss.³¹

Diese Unsicherheit kann dann *vice versa* auch zur Universität zurückführen – das ist der von Conrad Celtis vorgeführte Weg, der die humanistische Soziabilität in eigener institutionalisierter Form in die Universität hineinzuführen suchte. Er lässt sich 1501 von Kaiser Maximilian ein *Collegium poetarum et mathematicorum* gründen, das Teil der Universität wird und dort ganz eigene Förmlichkeiten (im Sinne Michel de Certeaus³²) entwickelt, die jede soziale und professionelle Komponente bestimmen: so etwa den Unterricht, die Theateraufführungen als Prüfung sowie die eigenen Insignien wie Ring, Lorbeerkranz, Siegel und Zepter.³³ Von diesen Insignien, deren Existenz Celtis in einem Druck selber bekannt machte³⁴ und die in einer eigenen, äußerst schmuckvoll gestalteten ‚Celtis-Kiste‘ aufbewahrt werden sollten, ist allein das silberne Typar erhalten geblieben. Das Siegelfeld zeigt den Gott Apollo mit Strahlenkrone, einen Pfeil auf die am Boden liegende Phytenschlange gerichtet, ihm gegenüber den flötespielenden Merkur mit Flügelhelm und Botenstab. Die Umschrift in Majuskelschrift lautet: „SIGILLVM : COLLEGII : POETARVM : VIENNAE***“. Zwischen Beginn und Ende der Umschrift schwebt der einköpfige Königsadler mit dem Brustschild Maximilians. Die Verbindung königlicher Macht und apollinischer Berufung durchzieht die ganze Inszenie-

31 EBD., S. VII.

32 Die deutsche Übersetzung des grundlegenden Aufsatzes erfolgte durch Xenia von Tippelskirch: CERTEAU, 2008. Vgl. die Beiträge im selben Band, die sich mit dem Konzept aus deutscher und französischer Sicht beschäftigen.

33 Vgl. MÜHLBERGER, 2007, S. 113-119 zu den Insignien des Kollegs: Wiederauffindung der Kiste 1876, schon vor 1737 ohne Lorbeerkranz, unsicher ob das Zepter existiert hat, einzig erhaltenes Relikt das silberne Siegeltypar des Poetenkollegs und die Stiftungsurkunde.

34 Abbildung z. B. bei SCHIRRMEISTER, 2003, Abb. 14.

rung des Poetenkollegs³⁵, dessen akademischer Abschluss auch kein hergebrachter universitärer Titel, sondern die Dichterkrönung sein sollte.

Humanistische Gelehrtenpraxis prägt allerdings auch deswegen die Untersuchungen zur Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit, weil das Mitteilungsbedürfnis über ihre Convivien deutlich ausgeprägter ist als im universitären Kontext. Die grundlegende Studie von Marian Füssel über Rituale und Zeremonien in den Universitäten der Frühen Neuzeit hat sehr wohl gezeigt, dass das universitäre Leben nicht allein aus Vorlesungen, Exerzitien, Repetitionen und Disputationen besteht, und dass diese auch in ihren Formen gewinnbringend untersucht werden können,³⁶ doch gibt es weniger Quellen zu anschaulichen, aber alltäglichen Lebensformen.³⁷

Autopsie als Methode: Philologie, Medizin, Natur

Doch worüber wurde in den Convivien überhaupt gesprochen? Inwiefern waren sie Teil der Wissenskultur? Die gedruckten *Sermones convivales* des Augsburger Juristen und kaiserlichen Rates Conrad Peutinger (1465-1547) geben ein vielgestaltiges Bild der politischen, theologischen und literarischen Themen.³⁸ Gleiches gilt für die Briefwechsel humanistischer Gelehrter, in denen grammatische Einzelfragen neben den sog. großen Zeitfragen behandelt werden. Doch zeichnen sich die Gespräche und Briefe vor allem durch eine Gemeinsamkeit aus: Die philologische Herangehensweise und den Vergleich mit den jeweiligen antiken Quellen: Es gilt durch eigene Inaugenscheinnahme, mithin durch Autopsie, eine korrekte Beschreibung oder einen fehlerlosen und möglichst präzisen Text herzustellen.

Als spezifische epistemologische Praxis humanistischer Wissenschaften hat Brian Ogilvie das herausragende Interesse an Einzelheiten im Gegensatz zu den mittelalterlichen Interessen an den Universalien bezeichnet. Der empirische Fokus humanistischer Naturwissenschaft könne von ihrer Sprachbeschäf-

35 MÜHLBERGER, 2007, S. 90: Celtis beruft sich wegen der Vorlesungszeit auf seine Berufung durch Maximilian: er lese „auctoritate regentum“.

36 Vgl. FÜSSEL, 2006: Zu den Disputationen als „rite de passage“ S. 152-154.

37 MORAW, 1993, hier S. 567: Peter Moraw hat für das Spätmittelalter so beobachtet: „Eher Defensive, ja Ängstlichkeit charakterisiert vermutlich mehrheitlich das gelehrte Verhalten von damals, auch das Anklammern an das bisher gültig Gewesene, nicht so sehr offensive Gesten.“

38 Zu Peutinger bietet Müller einen hervorragenden Überblick: vgl. MÜLLER, 2014.

tigung abgeleitet werden.³⁹ Ogilvie hat aus dem Bericht eines italienischen Gelehrten, der sich mit seinen Lehrern an der Universität Padua (Antonio Cotuso und Prosper Alpina) über *naturalia* ausgetauscht hat, drei Begriffe herausgearbeitet, die diese gelehrte Praxis kennzeichnen, nämlich *contemplatio*, *cognitio* und *conversatio*. Als wichtigste Fähigkeit für diese epistemischen Verfahren bezeichnet er das Sehen, weil im Augenschein die notwendigen Unterscheidungen getroffen würden.⁴⁰ Entsprechend können die Beschreibungstechniken in der frühneuzeitlichen Naturwissenschaft nur innerhalb eines Systems von Differenzen verstanden werden (so z. B. die Abgrenzung des Bärlauchs von Knoblauch und Maiglöckchen). Die Autopsie als Beweis einer Aussage erhält dabei einen dermaßen hohen Wert, dass die für eigene Aussagen zugrunde gelegte Lektüre mittelalterlicher Autoren zu ihren Gunsten verschwiegen wird.⁴¹

Kaum zufällig entwickelt sich dieser humanistische Kult der Autopsie aus der philologischen Editionspraxis, wird die Textkritik in Auseinandersetzung mit antiken Schriften in die Naturwissenschaften getragen. Einer der meisteditierten Autoren der Humanisten war Plinius, um dessen *Historia naturalis* auch die ersten Kontroversen kreisten.⁴² Ermolao Barbaro, einer der geachteten Editoren der humanistischen Buchkultur, kann sich die Abweichungen in den Schriften von seiner eigenen Anschauung nur durch Abschreibefehler erklären.⁴³ Er geht davon aus, dass Plinius (wie er selber auch) die Pflanzen alle selber beobachtet hat. Die Beobachtung der Natur allein allerdings genüge den wissenschaftlichen Ansprüchen nicht – daneben steht weiterhin die Lektüre.⁴⁴

39 OGILVIE, 2006, S. 116.

40 EBD., S. 26.

41 So fällt Konrad Gessner bei der Kollationierung der unterschiedlichen Quellen für die Gestalt der nordischen Fauna auf, dass Olaus Magnus für seine *Geschichte der nordischen Völker* Albertus Magnus nicht benannt aber benutzt habe – obwohl er Autopsie für sich in Anspruch nimmt; vgl. hierzu EBD., S. 199.

42 Vgl. MONFASANI, 1988.

43 Vgl. OGILVIE, 2006, S. 122-126, hier S. 125.

44 So mit dem Beispiel des Leoniceno OGILVIE, 2006, S. 130; vgl. auch zur Vesalius LEMBKE, 2005. 1534 hat Euricius Cordus, der in dieser Zeit als Medizinprofessor in Marburg lehrte, in Köln sein *Botanologicon* drucken lassen, das in Form eines Dialogs eine botanische Expedition von Marburg durch die Gärten der Vorstadt und entlang der Lahn präsentierte. Cordus, der mit einigen anderen und v. a. seinem Sohn Valerius unterwegs war, der ihn als Botaniker im Rang deutlich übertreffen sollte, bestimmte die Pflanzen vor allem mithilfe der lateinischen Übersetzung von Dioscorides *De materia medica*. Es vollzieht sich zwischen Empirie und

Die Kombination der Lektüre von Texten, deren Wahrheit nicht prinzipiell angezweifelt wird, mit dem Verfahren der Autopsie fördert transformatorische Prozesse. Durch einen solchen Abgleich der eigenen Naturanschauung mit einem als unvollständig erkannten antiken Text hat Georg Agricola (1530-1575) in Amberg in der Oberpfalz gewissermaßen den Basalt erfunden. Bei Plinius (*Naturalis Hist.* 36, 58) hatte er von einer Marmorart gelesen, welche die Ägypter in Äthiopien gefunden hätten und die von Plinius mit den Kennzeichen eisenfarbig und eisenhart beschrieben worden war. Im Versuch, seine eigene Anschauung mit der Lektüre antiker Autorität abzugleichen, identifiziert er eine Gesteinsart des Meißner Landes mit dem ägyptischen seiner Plinius-Lektüre: „Mancher Marmor ist eisenfarbig. So ist der Basalt, den die Ägypter in Äthiopien gefunden haben. Hinter ihm steht der Meißner nicht zurück, weder in der Farbe – er ist besonders stark eisenfarbig – noch in der Härte; diese ist so groß, daß ihn Schmiede als Amboß verwenden.“ Doch dann fügt er einen Satz hinzu: „Die Säulen sind eckig.“ Und obwohl dies, wie er sagt, über die aschgrauen und schwarzen Marmorarten und den Basalt genügen solle, führt er später weiter aus: „Die Natur erzeugt auch Säulen, bald ohne Ecken, wie die aus Syenitz in der Thebais zwischen Syene und Philai zu beiden Seiten der Straße, bald eckig wie die Basalte im Meißner Land [...]. Eckig sind sie aber nicht nur auf einerlei Weise, sondern sie haben mindestens vier, höchstens sieben Ecken. An beiden Orten sind sie enger untereinander verbunden.“⁴⁵ Der antike Ausgangspunkt wird mithin verlassen, die Autopsie ergänzt die philologische Arbeit durch neue Eigenschaften, die konkreten Einzelheiten. Die sinnlich wahrnehmbaren Merkmale, also Farbe, Geschmack und Geruch sind durch Tastsinn besser erkennbar als ihre „Kräfte und Mängel“⁴⁶.

Doch die Geschichte des Basalt geht noch ein entscheidendes Stück weiter: Aufgrund der neuen Beschreibung von Agricola wird nicht nur die Lesart ‚basaltem‘ im Text des Plinius in ihrer Gültigkeit gestützt, sondern es wurde zusätzlich in den Schriften des Isidor von Sevilla im 18. Jahrhundert durch Johann Vossius, Alexander von Humboldt und schließlich vor allem den Edi-

Autorität ein kompliziertes Wechselspiel, bei dem eine besondere „experientia“ der Akteure ausschlaggebend war.

45 AGRICOLA, 2006, hier S. 240, 247 (1546: S. 310, 315f.), zuvor S. 27 (1546: S. 181).

46 EBD., S. 12 (1546: S. 171).

tor Arevalo Basanites zu ‚Basalt‘ geändert.⁴⁷ Autopsie und Philologie gehen hier eine Verbindung ein, die zur Neukonstruktion eines antiken Autors und zur Erfindung eines Gegenstands der Natur führen.

Aus dem Anspruch, das Wissen durch Autopsie zu gewinnen, ergibt sich eine Zusammenarbeit mit anderen Akteuren als praktische und intellektuelle Notwendigkeit. Humanistische Gelehrtenwerke treten daher häufig als kollektive – dialogische – Projekte auf. Die Zusammenarbeit wird dann explizit genannt, nicht zuletzt, um die Integration des Gelehrten in die Netzwerke zu belegen. So schreibt Georg Agricola in seinem Widmungsbrief:

Unsere Bergwerke erzeugen freilich nicht alle Mineralien. Ich habe mir daher die bei uns fehlenden nicht nur aus den Gegenden Deutschlands, wo sie reichlich vorhanden sind, sondern aus fast allen Gegenden Europas, ja, aus etlichen Asiens und Afrikas bringen lassen. Um die Erledigung dieser Aufträge haben sich Gelehrte, Kaufleute und Bergleute für mich bemüht. (...) Z. T. haben diese Dinge noch keinen Namen, weil die Alten nichts darüber geschrieben haben. Ich mußte ihnen deshalb neue Namen gegen, und zwar öfter griechische, weil ich wirklich geeignete lateinische nicht geben konnte.⁴⁸

Gleichfalls gilt dies für Inschriftensammlungen, historische Texte und philologische Fragen, nicht allein, weil die große Menge an Informationen von Einzelpersonen nicht zu bewältigen war,⁴⁹ sondern auch – und meines Erachtens vor allem – als eine Wirkung der gemeinschaftlichen Praktiken in humanistischen Gelehrtengemeinschaften.

Hierin sehe ich das Proprium humanistischer Wissenschaftspraxis beschrieben: Die informellen Gelehrtengemeinschaften erweitern das Wissen in dialogischer Form und in einer Berufung auf Autopsie. Doch die informellen Gelehrtengemeinschaften und die sich aus ihnen entwickelnden neuen institutionalisierten Akademien sind nicht die alleinigen Orte der neuen wissenschaftlichen Methoden: Wie insbesondere die Aufzeichnungen des Studenten

47 KRAFFT, 2006, S. XLVII. Zu AGRICOLA, 2006, S. 27, 240, 259; Arevalo *Etymologiae* XVI, 5, 6; Rom 1797-1803; Der Basalt wird mit Agricola identifiziert: „ferrei coloris sive duritiae, unde et nomen ei datum est“.

48 AGRICOLA, 2006: Widmungsbrief an Moritz von Sachsen, S. 5-10, hier S. 8 (1546: 167-170).

49 OGLVIE, 2006, S. 52: „They collaborated because they were aware that they had to identify and describe an enormous swiftly growing number of plants and animals species; no one naturalist, no matter how indefatigable, could suffice.“

Baldasar Hesseler von den universitären Sektionen des Andreas Vesalius (1514-1564) in Bologna 1540 zeigen, fanden die autoptischen und eigenhändigen Verfahren in der Medizin ihren Weg in die Universität, ebenso wie in Theologie und Jura die neuen editorischen, quellenkritischen Grundsätze humanistischer Gelehrter Anwendung fanden.

Es sind also weniger die epistemischen Praktiken, die die humanistischen Gelehrtenzirkel und die Akademien von den Universitäten unterscheiden, sondern vielmehr die in ihnen angelegte Neuordnung der disziplinären Hierarchie, teilweise eine Negation oder Ignoranz bestehender sozialer Hierarchien in den gemeinschaftsbildenden Praktiken sowie vor allem der Verzicht auf ausbildende, lehrende Praxis. Eine Transformation dieser Praktiken muss innerhalb der Universitäten erfolgen, die nach wie vor der einzige Ort akademischer Ausbildung bleibt.

Universität: Lectio, Disputatio, Declamatio

Vorlesungen

Für die Vorlesungen als wesentlichen Bestandteil der akademischen Lehre können drei grundsätzliche Möglichkeiten unterschieden werden, durch welche die mittelalterliche Praxis transformiert wird.

Eine erste Möglichkeit, in der die prekäre Stellung der humanistischen Gelehrten an den Universitäten besonders sichtbar wird, besteht darin, zusätzliche Vorlesungen anzubieten, die nicht zum Kern- und Pflichtbereich der zu belegenden bzw. der zu lesenden Vorlesungen gehören. Ein markantes Beispiel für eine solche Ergänzung bietet die Abschiedsrede des humanistischen Poeten Johannes Aesticampian aus Leipzig, in der der Verfasser aufzählt, worüber er im Einzelnen gelesen hat.⁵⁰ Sein zugleich selbstbewusst und beleidigt klingender Rechenschaftsbericht nennt fast ausschließlich Schriften, die neben dem normalen Lehrprogramm der Artes stehen, wie die *Germania* des Tacitus oder die Briefe des Hieronymus, die *Dekaden* des Livius oder die *Aeneis* des Vergil – zum Kernprogramm sind Cicero, Martianus Capella und mit Einschränkung Plinius zu zählen. Aesticampian hebt dies als seine besondere Leistung hervor und verweist darauf, dass er seine Vorlesungstätigkeit durch editorische Arbeit

50 Die Rede ist in einem fehlerhaften Druck des 17. Jahrhundert überliefert, vgl. dazu auch die Übersetzung bei CLEMEN, 1899.

ergänzt hat. Das ist der einfachste Weg, um auch bei anderen Humanisten die Schwerpunkte der Vorlesungstätigkeit zu rekonstruieren. So lassen sich z. B. bei Johannes Cuspinian und Joachim Vadian in Wien ähnliche Schwerpunkte belegen.⁵¹

Die zweite Möglichkeit besteht darin, sich die vorgegebenen Vorlesungsthemen durch eigene Lehrbücher anzueignen und die alten Bücher zu ersetzen: Hier möchte ich als ein Beispiel eine Aristoteles-Vorlesung anführen, bei der nicht allein die textliche Grundlage überliefert ist, sondern auch die Mitschrift eines Hörers, die Einblick in die konkrete Vorlesungssituation gewährt: Der Baccalaureus Bartholomäus Metzler hat an der Universität Freiburg i. Br. um 1549/50 eine Vorlesung über die Naturphilosophie des Aristoteles mitgeschrieben und kommentiert.⁵² Gehalten wurde die Vorlesung von Heinrich Glarean (1488-1563), beteiligt waren aber auch noch zwei weitere Freiburger Dozenten, nämlich sein späterer Nachfolger Apollinaris Burckhart und der junge Magister Valentin Pistoris. Grundlage war der in Freiburg erschienene Druck *Totius Naturalis Philosophiae Aristotilis Paraphrases per Iacobum Fabrum Stapulensem*.⁵³ Das gedruckte Werk enthält also weder den griechischen Text der Naturphilosophie des Aristoteles noch eine lateinische Übersetzung, sondern lediglich eine lateinische Paraphrase des Textes, verfasst vom französischen Gelehrten Jacques Lefèvre d'Étaple (d. i. Jacobus Faber Stapulensis, 1450 oder 1455-1536).

Für die Form der Vorlesung möchte ich hier nur auf zwei Dinge hinweisen: Eröffnet wurde sie von einem Gedichtvortrag des poeta laureatus Glarean *In Naturalem Philosophiam Exortatorium. Henrici Glareani Philosophi et poetae clarissimi Friburgensium*. Hierunter ist nun keinesfalls eine Inhaltsangabe, ein *Argumentum* des Aristoteles oder der Vorlesung gemeint, vielmehr stellt das Gedicht eine poetische Ergänzung dar. Aus der Vorlesungsmitschrift Metzlers wird deutlich, dass Glarean, Burckhart und Pistoris nicht über den gesamten Aristoteles gelesen haben. Selbst also bei der humanistisch geprägten Vorlage des Faber Stapulensis können durch Fokussierungen Inhalte ausgeblendet werden.

Für die dritte Möglichkeit kann die Botanik als Beispiel angeführt werden: Sie lagert sich, aufbauend auf autoptische Verfahren und die philologisch-

51 Vgl. hierzu die Artikel im VLH, zu Vadian: SCHIRRMEISTER, 2013, hier insbesondere Abschnitt II.G, Sp. 1218-1224; zu Cuspinian: STELZER, 2008, hier Sp. Abschnitt II.A, Sp. 526-529.

52 BURMEISTER, 2007. Alles weitere hiernach.

53 Freiburg 1540, VD16 L 962.

editorische Beschäftigung mit Plinius⁵⁴ als neues Themenfeld an die medizinische Fakultät an. Eine Streitschrift Pufendorfs rühmt im Rückblick die Medizin, die sich von Aristoteles gelöst und, statt sich an neue Autoritäten zu klammern, empirisch-experimentelle Forschungen an ihre Stelle gerückt habe, während die Philosophie durch ihr Zusammennähen von Aristoteleskommentaren keinen Deut weitergekommen sei.⁵⁵ Diese empirische Erneuerung der Medizin vollzog sich nicht zuletzt in Ergänzung von Vorlesungen – wie die Mitschrift des Baldasar Heseler in Padua belegt, der die anatomischen Vorlesungen des Matthaeus Curtius und die Sektionen des Andreas Vesalius besuchte.⁵⁶ Dass aber nicht die Performanz der Sektion erkenntnissichernd wirkt, sondern die Autopsie auch in der Vermittlung durch den Buchdruck, dafür bieten dann die Verwendung des anatomischen Werks des Vesalius und der botanischen Werke von Cordus in der Vorlesungspraxis hinreichende Belege. Universitäre Vorlesungspraxis bleibt folglich ans Buch gebunden.⁵⁷

An den Transformationen der Vorlesungen werden jedoch eigene Strategien sichtbar: Während die Akademien und Convivien als neue Orte der Gelehrsamkeit und als Negation der mittelalterlichen Praxis neu zu besetzen sind, bleiben die Universitäten ‚alte‘ Orte, in denen weiter agiert werden muss, da sie beherrschend für die soziale Welt der Gelehrsamkeit sind. An diese Orte müssen sich die Gelehrten assimilieren und ihre innovativen Elemente einfügen. Neue Referenzbereiche, also neue Texte und eine Assimilation der Medizin, d. h. der Vorlesungstexte und -praxis, an die eigenen Prinzipien, zählen zu den hervorstechenden Verfahren, die zugleich die universitäre Praxis erneuern und die humanistische Gelehrsamkeit an die institutionellen Gegebenheiten anpassen sowie das Bild antiker und mittelalterlicher Autoritäten modifizieren.

Disputatio und Declamatio

Für den Alltag der universitären Lehre sind aber die vielgestaltigen Disputationen, deren Zerrbild das Eingangszitat zeichnete, entscheidender. Die Fülle ihrer Formen steht zugleich in einer engen Wechselbeziehung zur dynamischen Entwicklung des Habitus der Gelehrten. Ich möchte hier nicht, wie Anita Traninger das vorbildlich gemacht hat, die Disziplinen ‚Rhetorik‘ und ‚Dialektik‘ als miteinander konkurrierende agonale Techniken in den Wissen-

54 S. dazu oben bei Anm. 44.

55 DÖRING, 2006, hier S. 317f.

56 HESELER, 1959.

57 Vgl. LEMBKE, 2005.

schaften einander gegenüberstellen⁵⁸, sondern zeigen, dass unter Anwendung des Transformationskonzeptes besser begründet werden kann, weshalb sich die Humanisten an dieser durch und durch dialogischen Form, die ihrem Wissenschaftsverständnis deswegen eigentlich entgegenkommen müsste, derart ostentativ gestört haben.

Denn die Disputation ist wie der Brief als dialogischer Akt ein formalisiertes Gespräch, in dem sich in der Wechselrede zwischen Opponenten und Respondenten die akademische Gruppe einer gemeinsamen Wahrheit vergewissert. Disputationen sind somit eminent soziale Akte, die gleichzeitig als Gelehrsamkeitsbeweis und Repräsentationsakt dienen können – dies vor allem in den Disputationen *pro gradu* und *solemne*: „Als formalisiertes öffentliches Geschehen umfaßte die akademische Disputation die Universität im geistigen und institutionellen Sinn zugleich“⁵⁹, so betont Martin Gierl für die Frühe Neuzeit und ergänzt zur gesellschaftlichen Relevanz des akademischen Aktes: „Disputation ist die Bühne, auf der Positionen vorgestellt und bestritten, abgesteckt und behandelt werden. Zugleich aber ist sie auch öffentlicher politischer Akt, nah dem juristischen Verfahren, an dessen Horizont die auch praktisch gültige Entscheidung steht.“⁶⁰ Damit beschreibt Gierl eine Funktion, die die mittelalterlichen Disputationen in dieser Form noch nicht besitzen konnten, weil sie ausschließlicher auf die universitären Funktionen bezogen waren.

Unter den unterschiedlichen spezifischen Aspekten, die diese Funktionen umfassten, hat die wohl beste Kennerin des mittelalterlichen Disputationswesens, Olga Weijers, zwei grundsätzliche Elemente beschrieben, die sich in einer allgemeinen Definition der Disputation wiederfinden: Zuerst diene die Disputation der Klärung von Fragen, die bei der Lektüre aufkämen (Widersprüche, konfligierende Interpretationen). Die Disputation solle lehren, Wahrheit zu erkennen und die richtige Antwort auf eine Frage zu finden. Kurz und bündig: „It is a method of teaching and research that uses dialectical argumentation, especially syllogisms, only to this end.“⁶¹

Allerdings gilt offenbar für die verschriftlichte Disputation, dass ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Universitäten mehr und mehr auf be-

58 Vgl. TRANINGER, 2011.

59 GIERL, 2004, hier S. 425.

60 EBD., S. 421. Vgl. auch FREEDMAN, 2010, S. 107.

61 WEIJERS, 2010, hier S. 23.

stimmte Formen wie die *quaestio disputata* verzichteten, während andere, wie die *quodlibeta* ihre Attraktivität eher steigern konnten.⁶²

Das unentschiedene Verhalten der *disputatio* zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, ihre ständige Veränderung durch Hinzufügung neuer Elemente und Verlust alter⁶³, ließ Raum und Möglichkeit zum Eindringen der *declamatio* und zur rhetorischen Umgestaltung der *disputatio*.

So legen die Statuten der Helmstedter Universität aus dem Jahr 1576 ganz konsequent Wert darauf, dass ‚disputieren‘ nicht ‚zanken‘ heiße. Disputationen, die in Helmstedt um 1580 im Vergleich mit allen anderen Universitäten offenbar die herausragende Unterrichtspraxis darstellten, werden als freundlich und sanftmütig beschrieben.⁶⁴ Die hergebrachte Form bleibt erhalten, die Praxis ändert sich. Doch auch die humanistischen Transformationen der scholastischen Wissenschaftspraxis blieben selbstverständlich nicht unveränderlich und wurden wiederum transformiert. Wilfried Barner hat bereits 1970 das Disputationswesen nach der jesuitischen Übernahme der theologischen und philosophischen Fakultäten im 17. Jahrhundert als einen ‚geistigen Turniersport‘ be-

62 BAZAN, 1982, hier S. 37: „Les causes de ce phénomène sont complexes et difficiles à déterminer. Il y a d’abord la professionnalisation progressive des universités [...] Il y a ensuite le fait que le grand travail de mise au point de disputes ait pu être perçu comme une réduplication superflue face à la rédaction de sommes et de traités. Le nombre croissant de maîtres est aussi à compter parmi les causes de la décadence de la dispute ordinaire [...]. Par ailleurs, d’autres disputes attireraient leurs efforts et leur attention : les *quodlibeta* leur fournissaient un cadre solennel et un public très large devant lequel ils pouvaient mieux faire briller leur talents ; les actes de maîtrise (aulique, vespéries), auxquels ils étaient obligés d’assister, absorbaient beaucoup de leur temps. Ces facteurs sont tous d’ordre institutionnel, et c’est peut-être leur confluence qui a provoqué la disparition progressive de la *quaestio disputata*.“ („Die Gründe für dieses Phänomen sind komplex und schwierig zu bestimmen. Da ist zunächst die zunehmende Professionalisierung der Universitäten [...] Dann ist da die Tatsache, dass die große Arbeit, die Disputationen auszuarbeiten, wie eine überflüssige Verdopplung der Redaktion der *Summen* und Traktate wahrgenommen werden konnte. Die wachsende Zahl der Magister muss ebenfalls zu den Gründen für den Niedergang der *quaestio ordinaria* gezählt werden [...] Des Weiteren konnten andere Disputationen ihre Aufmerksamkeit und ihre Anstrengungen auf sich ziehen: Die *quodlibeta* boten ihnen einen feierlichen Rahmen und ein breites Publikum, vor dem sie besser mit ihren Fähigkeiten brillieren konnten, die Promotionsakte (*aulica, vespera*), an denen sie teilnehmen mussten, beanspruchten einen Großteil ihrer Zeit. Diese Faktoren gehören alle zu einem institutionellen Bereich und es ist vielleicht ihr Zusammenwirken, dass für das fortschreitende Verschwinden der *quaestio disputata* gesorgt hat.“)

63 EBD., S. 31.

64 So die Zusammenfassung bei MAASER, 2007, S. 122.

zeichnet, der einen Großteil der akademischen Arbeitszeit in Anspruch nahm⁶⁵ (oder zumindest, um es vorsichtig zu formulieren, pflichtgemäß hätte nehmen müssen). Die ‚ursprüngliche‘ Funktion der *disputatio*, Wahrheit im Streitgespräch zu ermitteln, machte sie zur quasi-natürlichen Gattungsbezeichnung für die Religionsgespräche und ließ sie für reformatorische Anliegen nützlich erscheinen, worin Barner den Grund für eine explizite Bestätigung der wöchentlichen Disputationen in der reformierten Universitätsordnung Tübingens von 1533 sah.⁶⁶ Das Disputationswesen wird neugeordnet, ohne auf die Disputationen zu verzichten, sondern indem es ergänzt wird durch Brief-, Gedicht- und Redeübungen.⁶⁷

Die zugleich vielfältige und formalisierte Praxis der Disputationen des Spätmittelalters erleichterte die Transformationen der Humanisten, die gewissermaßen neue Themen für die alte Form fanden und neuen Wein in alte Schläuche gossen. Es ist die Förmlichkeit (wieder im Sinne Michel de Certeaus) der Disputationen als Praktiken in der Institution Universität, deren *agency*⁶⁸ Transformationen ermöglicht, vielleicht mitunter suggeriert, andere (denkbare) Transformationen aber auch verbietet. Sichtbar wird diese starke Wirksamkeit der institutionellen Bindung besonders in zwei Transformationstypen.

65 BARNER, 1970, S. 393f.

66 „So dekretiert z. B. die ‚Reformation vnd neue ordnung der Universitet zu Tübingen 1533‘, „das die disputationes hebdomadales in Artibus, wie die von alter gewest sind, on abgang gehalten werden.“: Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen, Tübingen 1877, S. 176ff, hier S. 182, zit. n. EBD., S. 396.

67 Vgl. EBD., S. 397f.

68 *Agency* im Verständnis des Transformationskonzeptes: „Jedes Ding, das einen Zustand eines anderen Gegenstandes oder von Angelegenheiten verändert, indem es einen Unterschied verursacht, ist somit als *Agent* zu bezeichnen. Dieses Verständnis von *agency* ermöglicht einen präziseren Blick auf Wechselwirkungen und Zusammenhänge zwischen Einzelnen und einer Gruppe, zwischen materieller Welt, Institutionen und menschlichen Akteuren. Über determinierende und kausale Beziehungen hinaus kann damit die Wirkmächtigkeit nicht-menschlicher Realitäten analysiert werden, berücksichtigend, dass auch die Dinge autorisieren, erlauben, suggerieren, beeinflussen, blockieren, verbieten etc. können. Gleichwohl ist *agency* nicht als quasi-magische Eigenschaft der Medien und Materialien zu verstehen: Diese werden – ebenso wie die menschlichen Akteure der Transformation – erst im Transformationsprozess zu Agenten des kulturellen Wandels.“ BERGEMANN u. a., 2011, hier S. 44.

1. Persiflagen und polemische Umgangsformen führen als Inversionen⁶⁹ der universitären Disputationen bezeichnenderweise aus dem institutionellen Rahmen der Universität hinaus. Sie nehmen in einem allgemein gelehrt-unterhaltsamen Kontext die Disputation als vorherrschende Lehrform zum *pars pro toto* der hergebrachten Wissenschaftspraxis. Die Andeutung eines Beispiels soll hier genügen: Im Herbst 1513 verfasste der in Wien tätige St. Galler Humanist Joachim Vadian sein, durch eine Reise nach Buda und die dortigen Hahnenkämpfe angeregtes, satirisches Theaterstück *Gallus Pugnans*. Einerseits behauptet er, ihn hätten diese Kämpfe an die Berichte des Plinius und des Aelianus über ähnliche Sitten in Pergamon und Athen erinnert. Andererseits ist „Hahnenkampf“ gleichzeitig aber eine an unterschiedlichen Universitäten gebräuchliche spöttische Bezeichnung für (theologische) scholastische Disputationen. Neben der legitimierenden, gelehrten antiken Referenz ist die nicht explizit benannte zeitgenössische Disputation der form- und inhaltsbestimmende Bezug, dem es nachgebildet ist: Auf eine Eröffnung durch den Magister mit der *Quaestio* (Philolaus) folgen der erste Respondent (Philonicus) und ein zweiter Respondent mit entgegengesetztem Schluss (Euthymus). Der Lösung der *quaestio* durch den vorsitzenden Magister entspricht dann der Schiedsspruch durch die Kapaune. Am Ende tritt eine ‚Hanswurst‘-Figur Li-chenor auf, die das Verfahren und die Verfahrensbeteiligten lächerlich macht: Da keiner die Prozesskosten bezahlen könne, seien sie zum Wohle aller zu schlachten und zu braten. Die Rolle Lichenors besteht darin, die Kompetenz des Gerichtes zu bestreiten und die Lächerlichkeit der scholastisch disputierenden Hennen und Hähne, die sich noch nicht einmal untereinander verständigen können, vor Augen zu führen.⁷⁰

2. Als Negation⁷¹ der Disputationen im universitären Lehrbetrieb können die Deklamationen⁷² aufgefasst werden, die bestrebt sind, hergebrachte aka-

69 Der Definitionsvorschlag des Transformationskonzeptes zur Inversion, EBD., S. 53: „Transformation, die Elemente der Referenzkultur als solche erkennbar bleiben läßt, zugleich aber semantische Verschiebungen erzeugt. Die Inversion erscheint als radikale Form der Umdeutung an der Grenze zur Negation.“

70 *Ioachimi Vadiani Helvetii mythicum syntagma, cui titulus Gallus pugnans*, Wien 1514. Vgl. zusammenfassend mit Literaturangaben: SCHIRRMESTER, 2013, Sp. 1189-1191.

71 Die Definition des Transformationskonzeptes zur Negation vgl. BERGEMANN u. a., 2011, hier S. 52): „Transformatorisches Verfahren der aktiven und expliziten Ausgrenzung. Das Objekt wird zurückgewiesen, bleibt aber gerade in der negativen Bezugnahme stets präsent bzw. wird dadurch erst konstruiert. Im Unterschied zur Ignoranz ist das Verhältnis ein demonstrativ ablehnendes.“

demische Verfahren zu substituieren und diesen Vorgang durch eine Appropriation antiker Praktiken zu legitimieren. Ausgeblendet wird bei dieser antiken Genealogie der Deklamationen die ebenfalls antike Genealogie der Disputation, für die allein der mittelalterliche Referenzbereich, die etablierte universitäre Kultur als Bezugsgröße präsent gehalten wird.⁷³ In diesen Kontext gehört der eingangs zitierte Ausruf: Der angesehene humanistische Gelehrte Beatus Rhenanus (1485-1547), selbst nie in der universitären Lehre tätig, hat 1519 beim renommierten Druckhaus Froben in Basel die von Cosimo Pazzi angefertigte lateinische Übersetzung der *Sermones* des Maximus Tyrius herausgegeben.⁷⁴ Die Vorrede ist an Jean Grolier de Servières, Vicomte d’Aguisy gerichtet, einen Bücherliebhaber und -sammler in Diensten des französischen Königs, der zur Zeit der Publikation als Botschafter in Italien wirkte. Die Einbände seiner Bücher ließ er mit der Aufschrift *Io. Grolieri et Amicorum* prägen, wodurch eine nicht institutionalisierte, informelle Gelehrtegemeinschaft konstruiert wurde.⁷⁵ Rhenanus geht im programmatischen Widmungsbrief von der Nützlichkeit der öffentlichen Deklamation als Redeübung oder Vortrag aus, die gewissermaßen dem lydischen Proberstein vergleichbar sei.⁷⁶ Denn – so die Begründung des Rhenanus – durch die Reaktionen des Publikums erfahren wir, ob eine Idee, ein Einfall überzeugend und kunstvoll ist. Er bezieht sich deutlich auf eine mündliche Deklamation, wenn er bemerkt, dass die Zuhörer die Sorgfalt der Ausarbeitung steigerten, da sie Ruhm oder Tadel verteilen können.⁷⁷ Rhenanus hebt hervor, dass die Bücher des Apuleius verschriftlichte

72 Die umfassendsten Studien zur humanistischen *declamatio* stammen von Marc van der Poel, die niederländischen intensiven Forschungen zusammengefasst in einer englischen Fassung: VAN DER POEL, 1989. In kritischer Auseinandersetzung mit ihm neuerdings TRANINGER, 2012 mit vielen ergänzenden und präzisierenden Beobachtungen.

73 Vgl. hierzu GILBERT, 1963, insbes. S. 517 und S. 522-524 mit Nachweisen zum ciceronianischen Gebrauch von *disputatio* als philosophischen Begriff.

74 *Maximi Tyrii Philosophi Platonici Sermones e Graeca in latinam linguam versi Cosmo Paccio interprete*, Basel: Froben 1519.

75 Ähnliches kann man bei deutschen Humanisten beobachten. Vgl. die Exlibris von Pirckheimer und Cuspinian, dazu SCHIRRMEISTER, 2003, S. 146f. mit Abb. 9 und 10.

76 Wie Anm. 1.

77 Paraphrase von RHENANUS, 1886, hier S. 133: „Quoties enim apud multitudinem dicimus, facile experimur, num felix sit inventio, num dispositio concinna, num apposita elocutio, et quanquam taceant auditores, ex illorum tamen vultibus intelligere licet, album an atrum (quod aiunt) calculum recitantibus nobis aut dicentibus adiiciant.“

in Karthago gehaltene Vorträge seien und weist darauf hin, dass der von ihm herausgegebene Tyrius seine Vorträge gesprochen habe – und zwar nicht vor einer zusammengelaufenen Menge, sondern vor Gelehrten und Freunden:⁷⁸ Das antike Publikum wird auf diese Weise mit den zeitgenössischen humanistischen Gelehrtenzirkeln parallelisiert. Kennzeichnend für die *declamatio* ist jedoch ihr uneindeutiger, vielfältiger Gebrauch⁷⁹, der teilweise synonym mit anderen Redebegriffen (vor allem mit *oratio*, aber auch, wie hier durch Rhenanus und Maximus Tyrius, mit *sermo*), teilweise von diesen abgrenzend gedacht zu werden scheint und sich somit einer definitorischen Reduktion auf bestimmte Redeformen entzieht. Die Differenzierung zwischen ‚erwachsenen‘ und propädeutischen *declamationes*, wie sie Traninger vorschlägt, anhand ihrer Medialität vorzunehmen und dabei der philosophischen *declamatio* die Schriftlichkeit und der Übungsrede die Mündlichkeit zuzuweisen, scheint wenig überzeugend.⁸⁰ Die Schriftlichkeit der *declamationes* muss wohl eher als eine Verschriftlichung der jeweiligen konkreten Mündlichkeit gedacht werden: Ein Auf-Dauer-Stellen der allzu flüchtigen Mündlichkeit, deren Charakter gleichwohl beibehalten werden soll. Die gedruckte Veröffentlichung ist also vielmehr Folge einer Orientierung humanistischer Gelehrter an einem nicht-institutionalisierten, nicht-ortsgebundenen Publikum. Diese Ergänzung der Mündlichkeit durch den Druck wird umso deutlicher, wenn es sich um Reden handelt, die tatsächlich in der und für die Universität gehalten worden sind, anschließend aber auch gedruckt werden.

So sind z. B. die Reden Joachim Vadians an der Universität Wien transformationstheoretisch und hinsichtlich der funktionalen Analyse der universitären Gattungen äußerst aufschlussreich. Gedruckt liegen zwei Reden von 1510 und 1511 vor, die als Predigten gehalten worden sind: Einmal zum Patronatsfest der rheinischen Nation, das andere Mal als Weihnachtsrede.⁸¹ Unge-

78 Paraphrase von EBD.: „Et hic noster Tyrius hos sermones non tam perpetua oratione conscripsisse quam declamasse videtur: non quidem apud promiscuam plebem, sed apud doctos et amicos, qui in hoc a dieturo vocabantur, ut recitantem audirent.“

79 Vgl. dazu MACK, 2007.

80 Vgl. TRANINGER, 2012: Das gilt insbesondere für ihre terminologischen Überlegungen, dass aus einer *oratio* im Druck eine *declamatio* werde (so S. 195) – das könnte nur funktionieren, wenn es eine einheitliche Gattungsvorstellung der *declamatio* gegeben hätte, wovon Traninger aber selber zu Recht nicht ausgeht (z. B. S. 172).

81 Joachim Vadian, *Oratio de undecim milibus Virginum*, Wien: Vietor 1510; Ders., *Oratio de Iesu Christi die natali*, Wien: Vietor 1511, Ed.: Vadian, 1953; Die Weihnachtsrede ist in den Akten der Theologischen Fakultät unter der Rubrik

druckt geblieben (und wohl deshalb verschollen) ist eine Rede, die Vadian 1516 im Namen der medizinischen Fakultät gehalten hat: Ihm wurde die Aufgabe übertragen, zu Ehren der Schutzpatrone der medizinischen Fakultät zu sprechen, den Heiligen Cosmas und Damian, wodurch er von der Disputationspflicht zur Erlangung des Baccalauraeats entbunden gewesen wäre.⁸² Mit dieser Funktionalisierung der Deklamationen im Rahmen des Prüfungs- und Promotionswesens geht die Wiener medizinische Fakultät den von der Forschung für die deutschen Universitäten als einschneidend gewürdigten melanchthonisch beeinflussten Studienordnungen an den (protestantischen) Universitäten Wittenberg und Tübingen voraus. In Wittenberg warb Philipp Melancthon 1523 in Plänen zur Studienreform für einen alterierenden Rhythmus zwischen Disputationen und Deklamationsübungen der Studenten.⁸³ Dreizehn Jahre später verzichteten die Tübinger Statuten ebenfalls nicht auf die Disputationen, sondern wollen sie nach Wittenberger Vorbild durch Deklamationen ergänzen.⁸⁴ Deklamationen haben somit im 16. Jahrhundert an Universitäten im Heiligen Römischen Reich sowohl Übungs- als auch Repräsentationscharakter, wozu nicht zuletzt Lobreden auf die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen zählen.⁸⁵

Was allerdings nicht hätte gelingen können, wäre eine Ablösung der Disputationen als vorherrschende akademische Praxis gewesen. Angenommen, die polemischen Umgangsweisen mit Disputationen in humanistischer Literatur hätten tatsächlich eine vollständige Aufhebung der Disputation als universitärer Praxis intendiert, wovon angesichts der Statutenvorschläge und der Aktualität auch außerhalb der Universität nicht auszugehen ist, müsste wohl tatsächlich ein Scheitern intendierter Transformationen konstatiert werden. Aber kulturelle Transformationen gehen nicht in den Intentionen einzelner Akteure

Sermones assignati nicht nur verzeichnet, sondern ausdrücklich „Predigt“ genannt: *Festo Natalis Domini. M(agister) Ioachimus sermonem faciet*. Daneben müssen auch mehrere gedruckt vorliegende Fürstenreden angeführt werden, die im Namen der Universität gehalten wurden, vgl. hierzu SCHIRRMEISTER, 2013, Sp. 1197-1200.

82 So MÜLLER, 2012, hier S. 715 mit den Nachweisen aus den Statuten, die allerdings erst von 1518 stammen.

83 Vgl. BAUCH, 1900, hier S. 9, 12.

84 Vgl. BARNER, 1970, hier S. 423.

85 Vgl. lediglich als Beispiele: MELANCHTHON, 1999; MÖNCKE, 2001: Seitz hielt seine Rede offenbar, um als auswärtig promovierter Mediziner in die medizinische Fakultät der Basler Universität aufgenommen zu werden; Johannes Regiomontanus, *Oratio Iohannis de Monteregio, habita in Patavii in praelectione Alfragani*, 1464 gehalten, zu ihr vgl. BYRNE 2006.

auf, sondern sind, wie gezeigt, von einer Vielzahl unterschiedlicher Agenten abhängig. In ihrem Zusammenspiel werden die Geltungsansprüche ausgehandelt, die über die soziale und kulturelle Reichweite von Transformationen entscheiden.⁸⁶

Disputation und Deklamation sind somit in der langdauernden Auseinandersetzung für kulturelle Transformationsprozesse aufschlussreiche Beispiele, weil in ihnen die *agency* sehr unterschiedlicher Elemente sichtbar wird: Neben vielen anderen z. B. die (institutionelle und gattungsmäßige) Förmlichkeit der Praktiken der *disputatio*, die zum retardierenden Moment und zum dauerhaften Rahmen sich verändernder Ausfüllungen werden und die mit der *declamatio* die Entgegensetzung einer neuen Praktik fördern, die statt der Wahrheitsfindung der rhetorischen Wirksamkeit verpflichtet ist. Die mediale Präsenz humanistischer Gelehrsamkeit hat die Durchsetzung der *declamatio* als neue Gattung gefördert und die Veränderung der *disputatio* nachhaltig beeinflusst.

86 BERGEMANN u. a. 2011, S. 45: „Mit dem Begriff der *Geltung* ist in diesem Zusammenhang keine ahistorische Wahrheit oder atemporale Gültigkeit gemeint, sondern er hebt auf die Wertigkeit oder Wirkung ab, die einer Transformation durch den Akteur oder sein Umfeld zugesprochen wird. Es ist deshalb sinnvoller, von Geltungsansprüchen oder -behauptungen zu sprechen, um die vielfältigen Bedingungen, die zur Legitimierung und Autorisierung von Transformationen führen, analysieren zu können. Diese existieren auf allen Ebenen der Transformation, auch auf derjenigen des wissenschaftlichen Beobachters. Die Berücksichtigung von Geltungsansprüchen dient gerade nicht dazu, die Transformation auf ihr Gelingen, ihre Korrektheit oder ihre Adäquatheit hin zu überprüfen, sondern hebt vielmehr darauf ab, die Adäquatheitskriterien im Aufnahmebereich, denen Transformationen unterliegen, zu untersuchen und für die Analyse fruchtbar zu machen. Transformationen sind also stets in historische Kontexte eingebettet und damit an spezifische Geltungsansprüche gebunden: Auswahl und Anordnung des Referenzmaterials sind auch von dem Anspruch bestimmt, der ihm zu einem historisch bestimmbareren Zeitpunkt von spezifischen Geltungsinstanzen oder Institutionen zugesprochen wird. Geltungsbehauptungen können aber auch in weniger institutionalisierter und unausgesprochener Form aufgestellt und verhandelt werden, ein Kunstwerk etwa stellt ebenfalls einen (ästhetischen, politischen o. ä.) Geltungsanspruch dar. Die Transformationsanalyse widmet sich deshalb neben den expliziten nicht zuletzt auch den impliziten Geltungsansprüchen auf der Gegenstandsebene und verhandelt sie im Licht der jeweiligen historischen Geltungsmaßstäbe.“

Transformationen

Die Transformation der mittelalterlichen Gelehrtenkultur der Universitäten, wie sie mit den Humanisten verbunden wird, erscheint als ostentative Negation universitärer Praxis, tritt mit dem Anspruch der Substitution herkömmlicher Praktiken auf und legitimiert dies durch die Berufung auf antike Referenzen.

Mit der analytischen Hilfe des Transformationskonzepts können die verschiedenen Bestandteile des größeren Transformationsprozesses der Entwicklung der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur als einzelne, eigenständige Elemente mit unterschiedlichen Bezugssystemen sozialer und kultureller Art sichtbar gemacht, differenziert und zugleich miteinander in Zusammenhang gebracht werden. Die von den Humanisten als Substitution akzentuierte Transformation wird realisiert als Montage unterschiedlicher Referenzen.

Als Charakteristikum kultureller Wandlungsprozesse, wie sie die Transformationstheorie versteht, wird die Intermedialität erkennbar: Das doppelte ‚Dazwischen‘ der Intermedialität⁸⁷ wird durch den allelopoietischen Charakter der Transformationen wiederum verdoppelt: Diese spielen sich in einem Aushandlungsprozess in einem synchronen Raum mit vielfältigen Medien als Agenten ab und beziehen sich zugleich diachron auf divergierende kulturelle, zeitlich vorausliegende Referenzbereiche, die sie in der Wahrnehmung modifizieren bzw. erst konstituieren. Denn jedwede kulturelle Handlung ist darauf angewiesen, einen sozialen Raum vorzufinden, in dem sie Interesse erwecken kann (*inter-esse*), um Anerkennung und Geltung zu erlangen.

Die Wahl der Referenzbereiche durch die Humanisten wird in den Transformationen somit als nicht-arbiträr sichtbar, sie ist zunächst banal gebunden an erreichbare, dann an angesehene und schließlich vor allem an kulturell anschlussfähige Referenzen. Die starke Präsenz antiker Kultur im Mittelalter in politischen und kulturellen Kontexten ist dabei unabdingbare Voraussetzung für die Konstruktion einer Antike als legitimierende Referenz für gelehrte Praktiken. Den Geltungsansprüchen wird medial, mündlich, im Druck und performativ sowie nicht zuletzt durch soziale Elemente Gewicht verliehen: Die Teilnahme sozial herausgehobener Personen an den humanistischen Convivien bietet hierfür in der ständischen Gesellschaft eine sichere Gewähr. Um dieser Praktik kulturelle und soziale Geltung zu verschaffen, wird in einer allelopoietischen Wendung sowohl das Bild der antiken Athener Akademie als auch das

87 Auf diese Dopplung macht besonders aufmerksam: MÉCHOULAN, 2010, hier insbes. S. 38-41.

Verständnis von Freundschaft retroprojektiv verändert, um es der ständischen Gesellschaft und der gelehrten Kultur der Frühen Neuzeit anzupassen, wodurch sich diese wiederum verändern. Im umfassenden Transformationsprozess der Gelehrtenkultur erhalten auch die Gattungen als kulturelle Objekte mit genuinen Reizen mediale Bedeutung, die auf die Transformationen wirken und sich selber auch retrospektiv verändern – beispielhaft war hier die Disputation genannt.⁸⁸

Die allelopoietische Wendung der Transformationstheorie ernst zu nehmen bedeutet: Erst in der Wahrnehmung entsteht die ansonsten unwiderruflich untergegangene Zeit – die jede Zeit für sich neu wieder erschaffen muss. Pointiert ließe sich sagen: Die Antike gibt es *in toto* immer wieder, in der Zeit der Antike jedoch hat es sie nicht gegeben. In ihrer Gegenwart hat es Rom gegeben, den politischen Betrieb, die Literaten und ihre Werke in Aufführungen und in schriftlichen Zeugnissen usw.

Erst in der nachträglichen Konstruktion entsteht eine *Antike*. Jeder Stein ist da, jeder Buchstabe, jedes Werk. Aber das Werk ist kein Werk, solange es nicht betrachtet und damit interpretiert, also verstanden wird: ob richtig oder nicht, entscheidet sich für den jeweiligen Augenblick. Die Typologie als Arbeitsinstrument lenkt den Blick auf die Mehrdeutigkeit eines jeglichen Transformationsprozesses, der zugleich verschiedenen Typen zugeordnet werden kann, je nach Perspektive des analysierenden Wissenschaftlers, dessen eigene Rolle in dem fortlaufenden Transformationsprozess auf solche Art markiert wird.

Unter den Transformationstypen lohnt ein besonderer Blick auf die fundamentale Rolle von Negation und Ignoranz, die zugleich in der etablierten kulturgeschichtlichen Forschung häufig unterbewertet bleibt.⁸⁹ Ihre Funktion scheint es vornehmlich zu sein, neue kulturelle Elemente zu legitimieren. Werden solche Elemente eingeführt, deren ‚Neuartigkeit‘ durch eine negative Referenz beglaubigt wird, lässt sich die kulturelle Akzeptanz und der Wert ihrer Innovation in Geltungauseinandersetzungen leichter beurteilen.

Die Markierung von Untergängen und Brüchen, von Neuanfängen durch die Akteure in Transformationsprozessen, ermöglicht es, Epochen zu erzählen und zu definieren: Vergangenheit wird als abgeschlossene Einheit identifizier-

88 Auch Florilegien sind z. B. eine durchaus etablierte mittelalterliche Gattung, die humanistisch neuerlich erfunden werden, mit anderen Autoren, anderen Fachgebieten bzw. einem Neuzuschneiden der Fachgebiete.

89 Vgl. aber BARNER, 1987.

bar, als eine verfügbare kulturelle Bezugsgröße. Transformationen können umgekehrt auch als Adhäsionsprozesse fungieren, wenn sie die Vorstellung einer kontinuierlichen und gemeinsamen kulturellen (oder politischen) Epoche befördern.

Ein transformationstheoretisch geschulter Blick auf kulturellen Wandel ermöglicht des Weiteren Aussagen über die kulturelle Konstitution einer Epoche: Transformationen umfassen sowohl positive als auch negative und ignorierende Referenzen. Es scheint nicht möglich zu sein, kulturell zu *agieren*, ohne kulturelle Referenzen zu *transformieren*. Auch hat es in unterschiedlichen Epochen vermutlich vorherrschende Transformationstypen gegeben. Aus den Modi und Typen bzw. der Intensität der gewählten Referenzen und ihrer historischen Dimension lassen sich Aussagen über die Konstitution einer Gesellschaft gewinnen: Wenn sich eine Gesellschaft in intensiven und extensiven Beziehungen zu zeitlich vorgängigen (nicht jedoch notwendig abgeschlossenen) Kulturen verhält und definiert, eine Kultur also *diachron* orientiert ist, erhält sie ein anderes, vielleicht auch tiefenschärferes Relief als eine vornehmlich *synchron* orientierte Gesellschaft, die das Verhältnis zu zeitlich früheren Gesellschaften vornehmlich ignorierend definiert. In diesem letzteren Fall können Transformationsketten abgeschnitten und historische Differenzen eingeebnet werden. Im Extremfall werden die Faktizität von Vergangenheiten und die Fiktionalität von Repräsentationen tendenziell ununterscheidbar, wie es in sog. historischen Themenparks ebenso sichtbar wird wie in der Aussage einer heutigen Schülerin: „Je ne crois pas au Moyen âge“.⁹⁰

Literatur

Quellen

AGRICOLA, GEORG, De Natura fossilium. Handbuch der Mineralogie (1546), übers. von GEORG FRAUSTADT, durchges. und erg. sowie mit Reg. und einer Einl. vers. von FRITZ KRAFFT, Wiesbaden 2006.

CUSPINIAN, JOHANNES, Johann Cuspinians Briefwechsel (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Ge-

90 Mündliche Mitteilung von Marion Brétéché, 4. Juni 2014: Die fünfzehnjährige Schülerin verglich den Glauben ans Mittelalter mit einem religiösen Glauben.

- genreformation. Humanistenbriefe 2), hg. von HANS ANKWICZ-KLEEHOVEN, München 1933.
- HESELER, BALDASAR, Andreas Vesalius' First Public Anatomy at Bologna 1540: an Eyewitness Report, Together with his Notes on Matthaues Curtius' Lectures on anatomia mundini (Lychnis 18), hg. mit einer Einl., engl. Übers. und Anm. von RUBEN ERIKSSON, Uppsala 1959.
- MAXIMUS TYRIUS, Maximi Tyrii Philosophi Platonici Sermones e Graeca in latinam linguam versi Cosmo Paccio interprete, hg. von BEATUS RHENANUS, Basel 1519.
- MELANCHTHON, PHILIP, Orations on Philosophy and Education, hg. von SACHIKO KUSUKAWA, übers. von CHRISTINE F. SALAZAR, Cambridge 1999.
- VADIAN, JOACHIM, Lateinische Reden (Vadian-Studien 3), hg., übers. und erl. von MATHÄUS GABATHULER, St. Gallen 1953.

Forschungsliteratur

- ANKWICZ-KLEEHOVEN, HANS, Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian. Gelehrter und Diplomat zur Zeit Kaiser Maximilians I., Graz/Köln 1959.
- BARNER, WILFRIED, Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen, Tübingen 1970.
- DERS., Über das Negieren von Tradition. Zur Typologie literaturprogrammatischer Epochenwenden in Deutschland, in: Epochenschwelle und Epochenbewußtsein, hg. von REINHART HERZOG/REINHART KOSELLECK (Poetik und Hermeneutik 12), München 1987, S. 3-51.
- BAUCH, GUSTAV, Die Einführung der Melanchthonischen Declamationen und andere gleichzeitige Reformen an der Universität zu Wittenberg, Breslau 1900.
- BAZAN, BERNARDO C., La quaestio disputata, in: Les Genres littéraires dans les sources théologiques et philosophiques médiévales. Actes du colloque international de Louvain-la-Neuve, hg. vom INSTITUT D'ETUDES MEDIEVALES, Louvain-la-Neuve 1982, S. 31-49.
- BEER, SUSANNA DE, The Roman 'Academy' of Pomponio Leto: From an Informal Humanist Network to the Institution of a Literary Society, in: The Reach of the Republic of Letters. Literary and Learned Societies in Late Medieval and Early Modern Europe, 2 Bde., hg. von ARJAN VAN DIXHOORN/SUSIE SPEAKMAN SUTCH, Leiden/Boston 2008, S. 181-218.

- BERGEMANN, LUTZ u. a., Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels, in: Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels, hg. von HARTMUT BÖHME u. a., München 2011, S. 39-56.
- BIANCA, CONCETTA, Pomponio Leto e l'invenzione dell'accademia Romana, in: Les Académies dans l'Europe humaniste. Idéaux et pratiques (Travaux d'Humanisme et Renaissance 441), hg. von MARC DERAMAIX u. a., Genf 2008, S. 25-56.
- BIERBACH, CHRISTINE, Todos maestros, todos discipulos: Spanische Akademien vor 1700, in: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung (Frühe Neuzeit 26), hg. von KLAUS GARBER/HEINZ WISMANN unter Mitarb. von WINFRIED SIEBERS, 2 Bde., Bd. 1, Tübingen 1996, S. 513-553.
- BÖHME, HARTMUT u. a. (Hg.), Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels, München 2011.
- BORGGREFE, Heiner u. a. (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa, Ausst.-Kat., Eurasburg 1997.
- BRANDT, REINHARD, Philosophie in Bildern. Von Giorgione bis Magritte, Köln 2000.
- BURMEISTER, KARL HEINZ, Nachschrift einer Aristoteles-Vorlesung an der Universität Freiburg durch Bartholomäus Metzler von Feldkirch 1549/50, in: Montfort 59 (2007), S. 103-120.
- BYRNE, JAMES STEVEN, A Humanist History of Mathematics? Regiomontanus's Padua Oration in Context, in: Journal of the History of Ideas 67 (2006), S. 41-61.
- CERTEAU, MICHEL DE, Die Förmlichkeit der Praktiken. Vom religiösen System zur Aufklärungsethik (17.-18. Jahrhundert) (Zeitsprünge 12), übers. von XENIA VON TIPPELSKIRCH, in: Lire Michel de Certeau – Michel de Certeau lesen, hg. von PHILIPPE BÜTTGEN/CHRISTIAN JOUHAUD, Frankfurt a. M. 2008, S. 7-68.
- CLEMEN, OTTO, Ästicampians Leipziger Abschiedsrede, in: Neue Jahrbücher für Pädagogik 2 (1899), S. 236-240.
- CZAPLA, RALF GEORG, Augustinus Moravus (Käse[n]brot von Wssehrd, Kasenbort, -brod, Kazenprot, Kescnbrot; Bemus, Olomucensis, de Olomucz, -muncz), in: Deutscher Humanismus 1480-1520. Verfasserlexikon, 2 Bde., Bd. 1, hg. von FRANZ JOSEF WORSTBROCK, Berlin u. a. 2008, Sp. 61-72.

- DE CAPRIO, VINCENZO, I cenacoli umanistici, in: Letteratura italiana, I. Il letterato e le istituzioni, hg. von ALBERTO ASOR ROSA, Turin 1982, S. 799-822.
- DERAMAIX, MARC u. a. (Hg.), Les Académies dans l'Europe humaniste. Idéaux et pratiques (Travaux d'Humanisme et Renaissance 441), Genf 2008.
- DÖRING, DETLEF, Samuel Pufendorf und die Heidelberger Universität in der Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Späthumanismus und reformierte Konfession. Theologie, Jurisprudenz und Philosophie in Heidelberg an der Wende zum 17. Jahrhundert (Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe 31), hg. von CHRISTOPH STROHM u. a., Tübingen 2006, S. 293-323.
- FARENGA, PAOLA, Considerazioni sull'Accademia Romana nell'Primo cinquecento, in: Les Académies dans l'Europe humaniste. Idéaux et pratiques (Travaux d'Humanisme et Renaissance 441), hg. von MARC DERAMAIX u. a., Genf 2008, S. 57-74.
- FREEDMAN, JOSEPH S., Published Academic Disputations in the Context of Other Information Formats Utilized Primarily in Central Europe (c. 1550-c. 1700), in: Disputatio 1200-1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur, hg. von MARION GINDHART/URSULA KUNDERT, Berlin 2010, S. 89-128.
- FÜSSEL, MARIAN, Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Studien zur Geschichte, Literatur und Kunst), Darmstadt 2006.
- FÜSSEL, STEPHAN/PIROZYNSKI, JAN (Hg.), Der polnische Humanismus und die europäischen Sodalitäten. Akten des polnisch-deutschen Symposions vom 15.-19. Mai 1996 im Collegium Maius der Universität Krakau (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 12), Wiesbaden 1997.
- GASTGEBER CHRISTIAN/KLECKER, ELISABETH (Hg.), Johannes Cuspinianus (1473-1529). Ein Wiener Humanist und sein Werk im Kontext (Singularia vindobonensia 2), Wien 2012.
- GIERL, MARTIN, Korrespondenzen, Disputationen, Zeitschriften. Wissensorganisation und die Entwicklung der gelehrten Medienrepublik zwischen 1670 und 1730, in: Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft, hg. von RICHARD VAN DÜLMEN u. a., Köln 2004, S. 417-438.
- GILBERT, FRANÇOIS, Declamatio et disputatio, In: L'antiquité classique, 32, 2 (1963), S. 513-540.

- HANKINS, JAMES, The Invention of the Platonic Academy of Florence, in: DERS., Humanism and Platonism in the Italian Renaissance. 2 Bde., Bd. 2: Platonism (Storia e letteratura 220), Rom 2004a, S. 351-383.
- DERS., The Myth of the Platonic Academy of Florence. In: DERS., Humanism and Platonism in the Italian Renaissance. 2 Bde., Bd. 2: Platonism (Storia e letteratura 220), Rom 2004b, S. 219-272.
- HANNAWAY, OWEN, Laboratory Design and the Aim of Science: Andreas Libavius versus Tycho Brahe, in: *Isis* 77 (1986), S. 585-610.
- IJSEWIJN, JOZEF, Poetry in a Roman Garden. In: DERS., Humanisme i literatura neolatina. Escrits seleccionats (Honoris Causa 12), hg. von BARONA VILAR/JOSEP LLUIS, València 1996, S. 171-190.
- KAUFMANN, THOMAS DACOSTA, Höfe, Klöster und Städte. Kunst und Kultur in Mitteleuropa 1450-1800, Köln 1998.
- KONEČNY, LUBOMIR, Augustine Kasenbrot of Olomouc, His Golden Bowl in Dresden, and the Renaissance Revival of ‚Poetic‘ Bacchus, in: *Artibus et Historiae* 24 (2003), S. 185-197.
- KRAFFT, FRITZ, Georgius Agricola. Begründer neuzeitlicher Mineralogie. In: Georg Agricola: De natura fossilium. Handbuch der Mineralogie (1546), hg. von FRITZ KRAFFT unter Mitarb. von GEORG FRAUSTADT, Wiesbaden 2006, S. VII-LXXI.
- LEMBKE, SVEN, Wie der menschliche Körper zu einem Buch ohne Druckfehler wird. Über den epistemologischen Wert anatomischer Sektionen im Zeitalter Vesals, in: Zergliederungen. Anatomie und Wahrnehmung in der frühen Neuzeit (Zeitsprünge 9, H. 1/2), hg. von ALBERT SCHIRRMEISTER unter Mitarb. von MATHIAS POZSGAI, Frankfurt a. M. 2005, S. 19-49.
- MAASER, MICHAEL, Studium und Doktorpromotion an der Universität Helmstedt im späten 16. Jahrhundert, in: Bilder, Daten, Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit (Palas Athene. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 24), hg. von RAINER A. MÜLLER/HANS-CHRISTOPH LIESS, Stuttgart 2007, S. 120-125.
- MACK, PETER, Declamation in Renaissance England, in: Papers on Rhetoric VIII. Declamation. Proceedings of the Seminars Held at the Scuola Superiore di Studi Umanistici, Bologna February – March 2006, hg. von LUCIA CALBOLI MONTEFUSCO, Rom 2007, S. 129-155.
- MARX, BARBARA, Der akademische Diskurs und die Strategien akademischer Institutionalisierung. Facetten einer Problemstellung, in: Akademie und/

- oder Autonomie. Akademische Diskurse vom 16. bis 18. Jahrhundert, hg. von DERS./CHRISTOPH OLIVER MAYER, Frankfurt a. M. 2009, S. VII-XVII.
- MECHOULAN, ÉRIC, D'où nous viennent nos idées? Métaphysique et intermédialité (Le soi et l'autre), Montréal 2010.
- MERTENS, DIETER, Deutscher Renaissance-Humanismus, in: Humanismus in Europa (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften, Reihe 2, Neue Folge 103), hg. von der STIFTUNG *HUMANISMUS HEUTE* DES LANDES BADEN-WÜRTTEMBERG, Heidelberg 1998, S. 187-210.
- MÖNCKE, GISELA, Die *Declamatio in laudem artis medicae* von Alexander Seitz. Ein unbekannter Basler Druck, in: Gutenberg-Jahrbuch 76 (2001), S. 190-193.
- MONFASANI, JOHN, The First Call for Press Censorship: Niccolò Perotti, Giovanni Andrea Bussi, Antonio Moreto, and the Editing of Pliny's Natural History, in: Renaissance Quarterly 41 (1988), S. 1-31.
- MORAN, BRUCE T., The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632) (Sudhoffs Archiv. Beihefte 29), Stuttgart 1991.
- DERS., The Kassel Court in European Context. Patronage Styles and Moritz the Learned as Alchemical Maecenas, in: Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft (Beiträge zur hessischen Geschichte 15), hg. von GERHARD MENK, Marburg/Lahn 2000, S. 215-228.
- MORAW, PETER, Der Lebensweg der Studenten, in: Geschichte der Universität in Europa. Mittelalter (Geschichte der Universität in Europa 1), hg. von WALTER RÜEGG, München 1993, S. 227-254.
- MOUT, NICOLETTE, „Dieser einzige Wiener Hof von Dir hat mehr Gelehrte als ganze Reiche anderer“: Späthumanismus am Kaiserhof in der Zeit Maximilians II. und Rudolfs II. (1564-1612), in: Späthumanismus. Studien über das Ende einer kulturhistorischen Epoche, hg. von NOTKER HAMMERSTEIN/GERRIT WALTHER, Göttingen 2000, S. 46-64.
- MÜHLBERGER, KURT, Poetenkolleg und Dichterkrönung in Wien, in: Bilder, Daten, Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit (Pallas Athene. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 24), hg. von RAINER A. MÜLLER/HANS-CHRISTOPH LIESS, Stuttgart 2007, S. 84-119.
- MÜLLER, CLEMENS, Humanismus vs. Scholastik: Joachim Vadians Promotion zum doctor medicinae an der Universität Wien, in: Acta Conventus Neolatini Upsaliensis 14, 2. Proceedings of the Fourteenth International Con-

- gress of Neo-Latin Studies, hg. von ASTRID STEINER-WEBER, Leiden/Boston 2012, S. 711-720.
- MÜLLER, GERNOT MICHAEL, Konrad Peutinger und der Humanismus in Deutschland: eine kulturgeschichtlich-biographische Skizze, in: Konrad Peutinger: Ein Augsburger Humanist und seine römischen Inschriften. Konrad Peutingers *Romanae vetustatis fragmenta in augusta vindelicorum et eius dioecesi*. Faksimile-Ed. der Ausg. von 1505 mit Übers., epigraph. Komm. und kulturgeschichtl. Essays, hg. von MATTHIAS FERBER/DEMS., Lindenberg 2014, S. 13-29.
- MÜLLER, RAINER A., Studentenkultur und akademischer Alltag, in: Geschichte der Universität in Europa. Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500-1800) (Geschichte der Universität in Europa 2), hg. von WALTER RÜEGG, München 1996, S. 263-286.
- OGILVIE, BRIAN W., The Science of Describing. Natural History in Renaissance Europe, Chicago 2006.
- SCHIRRMEISTER, ALBERT, Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert (Frühneuzeitstudien. Neue Folge 4), Köln u. a. 2003.
- DERS., Renaissance – Humanismus? Neue Forschungen zur Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Historische Forschung 36 (2009), S. 259-298.
- DERS., Vadian (Vadianus, von Watt), in: Deutscher Humanismus 1480-1520. Verfasserlexikon, 2 Bde., Bd. 2, hg. von FRANZ JOSEF WORSTBROCK, Berlin u. a. 2013, Sp. 1177-1237.
- SCHUH, MAXIMILIAN, Aneignungen des Humanismus. Institutionelle und individuelle Praktiken an der Universität Ingolstadt im 15. Jahrhundert (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 47), Leiden 2013.
- STELZER, WINFRIED, Cuspinianus (Spieshaymer, Spieß-, -heimer), Johannes, in: Deutscher Humanismus 1480-1520. Verfasserlexikon, 2 Bde., Bd. 1, hg. von FRANZ JOSEF WORSTBROCK, Berlin u. a. 2008, Sp. 519-537.
- TRANINGER, ANITA, Techniken des Agon: Zu Inszenierung, Funktion und Folgen der Konkurrenz von Rhetorik und Dialektik in der Frühen Neuzeit, in: Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch, hg. von HERBERT JAUMANN, Berlin u. a. 2011, S. 629-666.
- DIES., Disputation, Deklamation, Dialog. Medien und Gattungen europäischer Wissensverhandlungen zwischen Scholastik und Humanismus (Text und Kontext 33), Stuttgart 2012.

- VAN DER POEL, MARC, The Latin Declamatio in Renaissance Humanism, in: *The Sixteenth Century Journal* 20, 3 (1989), S. 471-478.
- WEIJERS, OLGA, The Various Kinds of Disputation in the Faculties of Arts, Theology and Law (c. 1200-1400), in: *Disputatio 1200-1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur*, hg. von MARION GINDHART/URSULA KUNDERT, Berlin 2010, S. 21-32.
- WOTKE, KARL, Augustinus Olomucensis, in: *Zeitschrift des (deutschen) Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens* 2 (1898), S. 47-71.